SENNOR AGUILA: PERUANISCHES LEBENSBILD

Friedrich Gerstäcker

Zwei Republiken.

Zweite Abtheilung:

Sennor Aguila.

Peruanisches Lebensbild

von

Friedrich Gerstäcker.

Drei Bände.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865

Sennor Aguila.

Peruanisches Lebensbild

von

Friedrich Gerstäcker.

Der Verfasser behält sich die Uebersetzung dieses Werkes vor.

Zweiter Band.

Jena und Leipzig,
Hermann Costenoble.
1865.

Inhaltsverzeichniss.

1.

General Franco.

Gerade dem Theater gegenüber in Lima liegt ein Gebäude, das fast die ganze Front des Theaterplatzes einnimmt und ursprünglich zu einem Hôtel bestimmt schien. Unten laufen an der ganzen Front Colonnaden hin; die unteren Räume des Gebäudes sind aber jetzt vermiethet.

Da findet sich ein ganz vortreffliches, von einem Franzosen gehaltenes Bad mit Marmorbassins; da liegt ein von einem Italiener gehaltenes, allerdings sehr einfaches Kaffeehaus; da hat ein deutscher Möbelhändler und Tapezirer seinen Stand, ein Vergolder, ein Messerschmied, eine Putzhandlung, ein Barbier, und oben und unten an den Colonnaden sitzen ein paar Obst-

frauen, die über Tag das herrlichste Obst, freilich auch zu ganz enormen Preisen, feil bieten.

Das Hôtel selber schien nun zwar aufgegeben, die ganze erste Etage aber, mit einer wahren Unzahl von neben einander liegenden Zimmern, die alle auf einen dahinter weglaufenden Gang hinausführten, wurde noch zu einem Logirhause, theilweise für Familien, meist aber für einzelne Herren, benutzt, und die vorderen Zimmer, welche auf dem Theaterplatz ihre Front hatten, waren verhältnißmäßig sogar elegant eingerichtet, mit gepolsterten Sophas und Rohr-Lehnstühlen und mit Schlaf- und Vorzimmer dabei, wobei aus jedem Zimmer ein eiserner Balcon nach dem Platze hinaus führte.

Von Bedienung in dem ganzen Hause konnte aber keine Rede sein, wenn man sich dieselbe nicht etwa mitbrachte. Nur Morgens kam eine Art von Hausknecht in's Zimmer, schüttelte das Bett auf, kehrte die Mitte der Stube aus und stand dann, wenn er damit etwa um zwei Uhr Mittags zu Ende gekommen, von der Zeit an bis ungefähr elf Uhr Abends mit dem Portier unten in der Thür und hielt die Hände in den Taschen. Zu irgend einer weiteren Dienstleistung war er nicht

zu bekommen und wies besonders Stiefelputzen mit Entrüstung zurück.

Noch lag eine Anzahl von Zimmern an dem Gang, deren Fenster aber nur auf diesen führten, dadurch düster und schlecht gelüftet waren und von dem Hausknecht nur eigentlich dann und wann flüchtig besucht wurden. Sie hatten zwar leidliche Betten, aber schlechte Möbel, einen alten Mattenteppich auf dem Estrich und eine Unzahl Flöhe, die sich in der dumpfen Atmosphäre vortrefflich zu befinden schienen; mit einem Wort, sie dienten für das Proletariat der Reisenden oder für mitgebrachte Dienerschaft, und doch zahlten sie täglich dreiviertel Dollar Miethe, während für die Frontstuben, also nur allein für Logis, ohne Bedienung, anderthalb Dollar täglich gezahlt werden mußte.

Nicht einmal Kaffee konnte man dabei in dem Hause bekommen und mußte entweder Morgens in eines der benachbarten Kaffeehäuser gehen, woran es allerdings nicht fehlte, oder wenn man selber Bedienung bei sich hatte, sich den Kaffee heraufkommen lassen.

In diesem Logirhause, aber in einem der vorderen Zimmer, mit dem Balcon nach dem Theaterplatz hinaus, wohnte Franco, der Expräsident

der ecuadorianischen Republik, und von seinem ganzen Hofstaat hatte er sich nur zwei junge Mulattenburschen mitgebracht.

Das Zimmer selber war nicht anders möblirt als die übrigen eben auch. Die Möbel, welche bei Einrichtung des früheren Hôtels sehr elegant und hübsch gewesen sein mochten, hatten jetzt, durch den Zahn der Zeit, durch Motten und starken Gebrauch, nicht unbedeutend gelitten. In dem Sopha waren einige ziemlich große Löcher, die Rohrstühle verlangten dringend eine Reparatur, und der im großen Zimmer liegende zertretene und verblaßte Teppich, der allem Anschein nach nicht ausgeklopft worden, seit ihn der Tapezirer damals hineingelegt, gab bei jedem Schritt kleine feine Wolken Staub von sich; aber das genirte den Expräsidenten nicht.

Die besseren Schichten der Gesellschaft in Ecuador sehen allerdings darauf, daß sie in ihren eigenen Wohnungen einen gewissen Comfort haben, der ohne Reinlichkeit nie bestehen kann; zu denen hatte Franco aber nie gehört, wenn er sich auch eine Zeit lang zum Herrn der halben Republik aufgeworfen. Seine Umgebung wählte er sich stets aus der Mischlingsrace seiner eigenen Abstammung, die aber den Vollblut-Neger deshalb

fast noch mehr verachtet wie die Weißen selber. In anständigen oder gar wirklich vornehmen Familien war er nie heimisch gewesen, wie er sich denn auch in seiner ganzen Kriegführung durch frechen Uebermuth und unnöthige Grausamkeit auszeichnete.

Er verläugnete auch hier sein Naturel nicht und schien sich in diesem schmutzigen Local, in dessen vorderem Zimmer seine Jungen Kaffee brauen und das Geschirr aufwaschen mußten, und das sie in wenigen Tagen zu einer unsaubern Rumpelkammer herrichteten, vollkommen wohl und behaglich zu fühlen.

Nur eine Bequemlichkeit hatte er sich aus Ecuador mitgebracht, seine aus gelbem und rothem Baste geflochtene Guajaquil-Hängematte, die auch, nach ecuadorianischer Sitte, nicht langgestreckt ausgespannt wurde, um darin liegen zu können, sondern mehr wie eine Schaukel mitten im Zimmer befestigt war. In dieser Hängematte saß der Präsident den ganzen Tag, das eine kurze, dicke Bein rechts, das andere links herüber hangend, in einer halb sitzenden, halb liegenden Stellung, und empfing auch so seine Besuche, denn die farbige Bevölkerung der Stadt strömte ihm von allen Seiten zu.

Wußte man doch oder vermuthete man es wenigstens, daß er Ecuador nicht verlassen hatte, ohne an baarem Gelde mitzunehmen, was er möglicher Weise zusammenraffen konnte. Außerdem war es eine bekannte Sache, daß Präsident Castilla nur höchst ungern den ihm persönlich verhaßten Flores an der Spitze der ecuadorianischen Regierung sah; denn daß dieser ihm den südöstlichen Theil der ganzen Republik, ja, fast die südöstliche Hälfte derselben, die Castilla als zu Peru gehörend beanspruchte, nicht abtreten würde, verstand sich von selbst. Wollte er also dort seinen Willen durchsetzen, so mußte eine neue Revolution hervorgerufen werden, um diese Regierung zu stürzen, und die Möglichkeit blieb ja doch immer, daß eben Franco noch einmal dazu ausersehen wurde, um an die Spitze derselben zu treten.

In diesem Falle brauchte er aber wieder einen neuen Generalstab, oder konnte doch Leuten, denen er wohlwollte, einträgliche Stellen zuweisen. War es dann auch nicht auf lange Zeit, was that's — die im Amte konnten die Gelegenheit schon wahrnehmen, in einem eroberten oder nur theilweise besetzten Land ihr Schäfchen in's Trockene zu bringen, und der Expräsident fand sich plötzlich, wo er sich nach der Audienz bei Castilla schon

allein und verlassen geglaubt, von einem Schwarm von Schmeichlern und Schmarotzern umgeben, die ihre eigene Carrière an die des Exilirten zu hängen wünschten.

Wie niedergeschlagen er auch damals gewesen sein mochte, als er den Präsidenten verließ und wohl fühlte, daß er von Castilla nie mehr im Leben etwas zu erwarten hätte, so erwachte der alte Geist der Intrigue doch wieder in ihm, als die verschiedensten Leute nach einander zu ihm kamen und ihm erzählten, welche Sympathien er in Peru selber habe, da man den Trotz der Ecuadorianer gebrochen sehen wollte, und wie sie selber sich mit Freuden zu seiner Verfügung stellen würden, um eine neue Expedition nicht allein nach Guajaquil, nein, gleich nach Quito zu unternehmen. Dort konnte man ja dann den Heerd der „Rebellen" zerstören und von der Erde vertilgen.

Erbittert war er selber genug gegen Quito, denn jetzt trafen auch mit dem Dampfer wieder die Berichte von dort ein, wie man in der alten Residenz mit Festen, Feuerwerken und Tedeums seine Niederlage und Vertreibung gefeiert hatte, und im Stillen malte er sich schon oft den Moment aus, wo er an den Feinden, die ihn so schmählich behandelt hatten, Rache nehmen konnte.

Aber dazu war nie Aussicht, so lange Castilla selber am Ruder blieb. Was dieser auch gegen den Nachbarstaat unternehmen mochte, ihm, Franco, würde er nie wieder eine Führerstelle übertragen haben.

Aber wenn nun hier in Lima selber eine Umwälzung zu Stande gebracht wurde, wenn ein anderer Präsident an's Ruder käme? Daß es in Peru eine Masse von Unzufriedenen gab, verstand sich von selbst. In jeder Republik giebt es Parteien, welche selber die Zügel der Regierung in die Hand nehmen und ihre Anhänger in einträgliche Posten und Stellen hinein bringen wollen — in Peru fehlte es daran ebenfalls nicht, und aus den Gesprächen mit denen, die ihn aufsuchten, hatte Franco schon deutlich genug erfahren, daß selbst jetzt schon Zündstoff genug aufgehäuft lag und eigentlich nur eines Funkens bedürfe, der ihn explodiren mache, und er war der Mann dazu, diesen eben nach Kräften anzublasen.

So geheim er es auch gern hielt und so laut er es abläugnete, die ecuadorianischen Kassen noch am letzten Tage geplündert, und mitgenommen zu haben was er eben konnte, so unterlag es doch keinem Zweifel, daß er Geld genug hatte, um irgend einen Plan auch in dieser Weise zu unter=

stützen, und es ging sogar schon das Gerücht in Lima, daß er einen bedeutenden Vorrath von Waffen theils in Peru selber, theils von einem amerikanischen Schiff angekauft habe, der irgendwo in Callao lagern mußte.

Natürlich wurde daraus ein Geheimniß gemacht, denn in der Stimmung, in welcher sich Castilla jetzt gerade gegen den Expräsidenten befand, ließ es sich voraussehen, daß er eine solche Privatrüstung unter seinen Augen nicht geduldet hätte.

Alle Anzeichen sprachen jedenfalls dafür, daß Franco nicht müßig sei und wie eine fette Spinne in ihrem Netze, mit der er in seiner Hängematte wirklich Aehnlichkeit hatte, nur auf den Moment warte, wo er wieder Haß und Unfrieden, Mord und Brand über ein friedliches und kaum beruhigtes Land ausschütten könne.

Der Dampfer von Guajaquil war angekommen, und Franco saß in seiner gewöhnlichen Art, eine Papiercigarre rauchend und ein zerknittertes Zeitungsblatt vor sich liegend, in seiner Hängematte, während zwei andere, etwas verdächtig aussehende Individuen, der Eine sehr ungenirt auf dem Sopha, der Andere auf einem Stuhle, Platz genommen hatten.

Es waren Beide Mulatten mit scharf und entschieden ausgeprägten äthiopischen Gesichtszügen, und jeder außerdem mit ein Paar Reihen Zähne versehen, die in der gelbbraunen Haut ordentlich funkelten. Franco hatte ihnen eben einen Artikel aus Quito vorgelesen und zerkaute dabei seine Cigarre, bis ihm der feine Tabak auf die Zunge kam und er sie ärgerlich auf den Teppich schleuderte. Dort fielen die Funken aus einander und brannten ein Loch, ohne daß irgend Jemand Notiz davon genommen hätte.

„Ich weiß nicht, weshalb Sie sich deshalb ärgern, Excellenz," sagte jetzt der auf dem Sopha, welcher die wolligen, braunen Haare zu einem hoch abstehenden Toupet rechts hinausgekämmt hatte und überhaupt eine Art von Stutzer schien, denn er trug weiße Wäsche — was sich von Franco und dem andern Besuch nicht sagen ließ —, eine sehr große Tuchnadel, goldene Uhrkette, Ringe an den braunen Fingern und ein himmelblauseidenes Halstuch. „Daß das Gesindel jetzt schimpft, da Sie den Rücken gewandt, ist ja natürlich. Die kleinen Köter kläffen auch hinter Einem drein, wenn sie sich sicher fühlen, ziehen aber den Schwanz ein und kneifen aus, sowie man sich wieder nach

ihnen umdreht oder nur Miene macht, als ob man einen Stein aufheben wollte."

„Lassen Sie uns nur wieder hinüber kommen," knurrte der auf dem Stuhl, der seinen Hut noch nicht abgelegt hatte und ihn zwischen den Knieen unaufhörlich herumdrehte, „das Bellen soll ihnen dann schon vergehen. Caracho! Mir zuckt's ordentlich in den Fingern, wenn ich von der Bande nur höre!"

„Aber wie wollen wir hinüber kommen?" rief Franco; „Castilla giebt uns im Leben seine Dampfer nicht dazu, und der Landweg ist zu weit."

„Castilla," wiederholte der auf dem Stuhl, aber jetzt nur mit halblauter Stimme, denn an beiden Seiten waren Thüren, und man wußte nicht, wer dahinter lauschen konnte — „Castilla wird nicht mehr lange über die Dampfer zu befehlen haben, und wenn wir nur seines Nachfolgers sicher wären, machte sich die Sache nachher von selber."

„Señores," sagte Franco leise, indem er sich etwas zu ihnen überbog, „ich glaube, daß ich mich auf Sie verlassen kann?"

„Und Sie zweifeln noch daran, Excellenz?" sagte der mit dem Toupet, während der Andere versicherte:

„Geben Sie uns nur einmal Gelegenheit, es

zu beweisen, und wenn es auch selber das wäre, dem alten Dickschädel einmal an den Kragen zu gehen. Verdammt, wenn ich nicht dabei wäre, denn mich hat er schlimmer wie einen Hund behandelt!"

„Gut," sagte Franco noch eben so vorsichtig, „dann halten Sie sich auch für die nächste Zeit bereit, denn ich kann Sie versichern, daß etwas im Werke ist."

„Und was sollen wir thun?" fragte, bei der Ankündigung etwas beunruhigt, der Mulatte mit der reinen Wäsche.

„Vor der Hand," lautete die Antwort, „nichts, als sich Ihrer Freunde versichern, daß sie im rechten Augenblick zusammen stehen und eine etwa nöthig werdende neue peruanische Regierung mit allen Mitteln unterstützen."

„Es ist nur eine verteufelte Sache," meinte der mit dem Toupet wieder, „daß der Alte das ganze Militär auf seiner Seite hat; denn dem stopft er ja Alles zu, und dieses wird ihn deshalb schon nicht im Stich lassen."

„Die Officiere sind aber nicht alle auf seiner Seite," lachte Franco verächtlich vor sich hin; „er hat sie doch nicht alle zu Generalen machen können, und an Unzufriedenen fehlt es nie. Verlassen Sie

sich aber auf mich, daß ich sicher zu Werke gehe, denn ich selber habe am meisten dabei zu verlieren. Ist aber eine der hiesigen Parteien fest für unsere Sache gewonnen, dann hängt Alles nur von unserer Geschicklichkeit und davon ab, daß wir den rechten Augenblick benutzen. Was Sie selber für sich dann zu erwarten haben, wissen Sie am besten, und Sie arbeiten für Ihr eigenes Wohl, während Sie unsere gemeinschaftliche Sache fördern."

„Und wer soll der neue Präsident sein?" fragte der mit dem Toupet; „denn davon hängt doch Alles ab."

„Noch ist darüber nichts Genaueres bestimmt worden, Señor Corona," sagte Franco; „bis jetzt sind Zwei in Vorschlag, und es versteht sich von selbst, daß die Partei vor allen Dingen erst über einen bestimmten Mann einig werden muß, ehe ein Schlag geführt werden kann. Es muß eine Hand da und bereit sein, die gleich sicher die Zügel faßt, denn Ungewißheit und Zögern in dem Augenblick würde Alles wieder vernichten. Daß wir nur Alle zur rechten Zeit unsere Pflicht thun."

„Excellenz," sagte der mit dem Toupet, den Franco Corona genannt hatte, „Sie wissen, welchen Einfluß ich hier in Lima auf die ausübe, die unseres Blutes sind; ich rühme mich nicht zu viel,

wenn ich sage, mein Wort gilt ihnen als Befehl, denn wenn sie auch die Kraft haben, geht ihnen doch die Intelligenz ab, und der beugt sich die rohe Masse immer. Ich hoffe, daß wir noch einmal mit Stolz auf unsere Thaten zurück blicken werden!"

„Ich hoffe es, Señor Corona, ich hoffe es," erwiderte Franco, mit dem Kopf nickend, „und ich baue auch auf Sie als eine meiner Hauptstützen. Sie wissen aber auch, Señor, wie nothwendig ich einmal solche Leute später in Ecuador brauchen werde, und ich bin fest überzeugt, daß uns gegenseitiges Interesse an einander bindet — es mag kommen was da wolle!"

„Sie sollen mit mir zufrieden sein, Excellenz," sagte der Mulatte selbstbewußt, indem er von dem Sopha aufstand; „aber nun erlauben Sie, daß ich mich empfehle, denn ich habe heute noch wichtige Sachen vorzubereiten. Darf ich Sie morgen früh wieder besuchen?"

„Sie wissen, Señor Corona, daß Sie mir stets eine Freude mit Ihrem Besuch machen," sagte Franco verbindlich, indem er ihm freundlich mit der Hand winkte. „Kommen Sie, so bald Sie können; ich werde Sie mit Ungeduld erwarten,

denn ich habe noch Manches mit Ihnen zu besprechen."

Señor Corona machte eine sehr förmliche Verbeugung gegen den Expräsidenten, winkte dem andern Mulatten einen huldvollen Gruß mit der Hand zu und verschwand dann aus dem Zimmer.

Er hatte das Gemach schon eine Weile verlassen, während keiner der beiden Zurückgebliebenen ein Wort sprach. Endlich drehte Franco den Kopf zur Seite und rief:

„Juan!"

„Señor?" sagte der eine der kleinen Burschen, die er in seinen Diensten hatte, und steckte den Kopf zur Thür herein.

„Mach' einmal draußen die Saalthür auf und sieh, ob noch Jemand davorsteht."

„Si, Señor," sagte der Bursche, und verschwand gleich darauf, kehrte aber nach kurzer Zeit zurück und berichtete, daß Niemand mehr auf dem Gang draußen zu sehen sei.

Franco nickte blos mit dem Kopf, und als der Bursche wieder die Thür in's Schloß gezogen hatte, sagte er leise:

„Mestozzi!"

„Excellenz!" erwiderte der Angeredete.

„Was haltet Ihr von Corona?"

„Sehr gescheidter Mensch das," erwiderte Mestozzi mit einem etwas stumpfsinnigen Blick, denn er wußte nicht recht, was die Frage eigentlich bedeuten sollte.

„Hm, ja, möglich," brummte Franco halb vor sich hin, halb als Antwort; „aber wißt Ihr wohl, daß ich ihm nicht recht traue?"

„Excellenz," sagte der Mulatte, der selber die beste Meinung von dem gelbbraunen Stutzer zu haben schien, bestürzt, „ich weiß nicht..."

„Er spricht zu viel, Mestozzi," sagte aber Franco ruhig, ohne dessen Erstaunen weiter zu beachten; „Ihr seid mir am kleinen Finger lieber, Ihr redet wenig, aber Ihr denkt viel, und ich weiß, daß ich mich auf Euch verlassen kann."

„Excellenz, ich bin stolz auf diese Auszeichnung," sagte der geschmeichelte Mulatte; „Sie sollen Ihr Vertrauen nie bereuen."

„Das weiß ich, Mestozzi," erwiderte Franco leise vor sich hin, mit dem Kopf nickend, „das weiß ich; Ihr habt auch noch einmal eine große Zukunft, denn auf die Gescheidtheit, Mestozzi, kommt es weit weniger an als auf die Treue, auf die Zuverlässigkeit, und daß ich Euch für zuverlässiger halte, mag Euch das beweisen, daß ich mich jetzt so aufrichtig gegen Euch ausspreche."

„Aber Corona würde Eure Excellenz nie verrathen.“

„Ich will nicht wünschen, daß er je Gelegenheit dazu bekommt,“ sagte der Expräsident, „aber ich habe ein Vorurtheil gegen alle Menschen, die sich so geschniegelt kleiden, und möchte Euch deshalb um etwas bitten.“

„Bitten, Excellenz? Sie haben doch nur über mich zu befehlen.“

„Nein, lieber Mestozzi, gar nicht zu befehlen; wir sind Freunde, und zwischen denen kann von Befehlen keine Rede sein. Ich bitte Euch also, ein wenig ein wachsames Auge auf unseren gemeinschaftlichen Freund Corona zu haben. Er meint es vielleicht ganz gut, aber er ist sehr von sich selber eingenommen und könnte leicht in der besten Absicht ein Unheil anstiften.“

„Ich verstehe Sie nicht, Excellenz,“ sagte Mestozzi, der mit seinen Gedanken da nicht folgen konnte, wo ihm nicht, was er thun oder lassen sollte, mit klaren Worten gesagt wurde.

„Ich will deutlicher sein,“ fuhr Franco fort, der den Burschen vollständig durchschaute; „thut mir den Gefallen, Mestozzi, und paßt genau auf, was dieser Corona thut und treibt und mit wem er verkehrt. Ihr seid häufig mit ihm zusammen,

wohnt sogar mit ihm in einem Hause; stattet mir also genauen Bericht über ihn ab, und es soll Euer Schade nicht sein."

„Excellenz sollen jedes Wort erfahren, was er spricht," sagte der Mulatte, durch das herablassende Betragen einer solchen Persönlichkeit völlig gewonnen, „Sie können sich fest auf mich verlassen."

„Ich glaube Euch, Mestozzi," sagte Franco, ihm die Hand entgegenstreckend, die der Mulatte ehrerbietig nahm und drückte, „und jetzt geht, ich erwarte noch Jemanden, der gewünscht hat mich allein zu sprechen, und wenn Ihr könnt, kommt morgen Abend etwa um fünf Uhr wieder zu mir."

„Jawohl, Excellenz," sagte Mestozzi, indem er aufstand, als ob er sich empfehlen wollte. Aber er hatte noch etwas auf dem Herzen, wenn er sich auch, allem Anschein nach, scheute es auszusprechen. Franco kannte aber seinen Mann.

„Aha," lachte er, „Ihr seid wieder kurz in der Kasse, Mestozzi, wie? Hab' ich recht gerathen? Ja, in Lima braucht man viel Geld, und die Zeit, die Ihr verwandt habt, um mir nützlich zu sein, kann ich auch nicht umsonst beanspruchen. Nun, nehmt das für heute," fuhr er fort, indem er ihm eine Unze in die Hand drückte; „hoffentlich kommt

bald ein Tag, wo wir Beide Geld genug im Ueberfluß haben — wie, Mestozzi?"

„O, Excellenz," rief der Mulatte, indem er das Geld nahm und die Faust darüber ballte, „gebe Gott, daß die Zeit bald da wäre, wo ich Ihnen beweisen könnte, wie ich für Sie kämpfen würde."

„Ich glaub' es Euch, Mestozzi," sagte der General, indem er in die funkelnden Augen des Mulatten blickte, „ich glaub' es Euch, und hoffentlich kämpfen wir dann Seite an Seite, wenn Ihr erst einmal als General meine Truppen führt."

„Excellenz!" rief der Bursche entzückt.

„Schon gut, schon gut, lieber Freund; also auf Wiedersehen morgen, und vergeßt mir nicht, ein wachsames Auge auf unseren guten Corona zu halten."

Der Mulatte hatte das Zimmer schon lange verlassen, und Franco saß noch immer, den Kopf auf die Brust gesenkt, in seiner Hängematte und schaute still und schweigend vor sich nieder. Da wurden im Nebenzimmer Schritte laut und er hörte eine fremde Stimme. Gleich darauf klopfte es leise an die Thür, und auf sein lautes Entra öffnete sich diese und ein peruanischer Officier steckte den Kopf in's Zimmer.

Franco war aufgestanden, denn er hatte den Besuch erwartet, und ihm entgegen gehend und seine Hand ergreifend, sagte er mit halb unterdrückter Stimme, aber anscheinender Herzlichkeit:

„Oberst Desterres, ich kann Ihnen nicht sagen, wie sehr ich mich freue, Sie bei mir zu sehen; ich hatte schon fast gezweifelt, ob Sie Ihr Versprechen halten würden!“

„Soll ein Officier sein Wort nicht halten?“ sagte der Oberst, indem er einen Blick im Zimmer umherwarf, ob sie auch allein wären. „Schon vor einer halben Stunde war ich einmal auf dem Gang draußen, aber es gingen dort einige Leute auf und ab, und da es nöthig ist...“

„Sie thaten vollkommen recht, daß Sie jede Vorsicht gebrauchten,“ unterbrach ihn Franco; „denn sollte Castilla nur den geringsten Verdacht schöpfen, so wäre unser ganzes Unternehmen schon von vorn herein als mißglückt zu betrachten.“

„Wohnt hier Jemand nebenan?“ fragte der Officier jetzt wieder vorsichtig, indem er die beiden Thüren rechts und links betrachtete.

„Auf dieser Seite, nein, dort allerdings, aber ein Deutscher, der wohl kaum verstehen würde, was wir mitsammen verhandeln. Nichtsdestoweniger habe ich schon aufpassen lassen. Er ist vor

etwa einer Stunde ausgegangen, und kommt er zurück, so giebt uns mein Diener Nachricht. Zu schreien brauchen wir aber deshalb doch nicht," setzte er lächelnd hinzu. „Und nun bitte ich Sie, Platz zu nehmen, Herr Oberst, denn Sie glauben nicht, mit welcher Sehnsucht ich Sie erwartet habe. Wie stehen unsere Sachen?"

„Gut," sagte der Oberst, seine Mütze auf den Tisch und sich selber in die nämliche Sophaecke werfend, in welcher vorher Señor Corona gesessen hatte — Franco nahm seinen Platz in der Hängematte wieder ein — „ganz vortrefflich! Es hängt Alles davon ab, daß uns der Hauptschlag gelingt, den Alten selber zu überrumpeln, was nicht so ganz leicht, aber doch ausführbar ist. Haben wir ihn, lebendig oder todt, das bleibt sich gleich, in unserer Gewalt, dann sollen Sie Ihre Freude daran erleben, wie rasch der Umschlag bei seinen jetzigen Anhängern hier geschieht; denn was liegt den Leuten an der Person, wenn sie sich selber nur gesichert und in ihren Stellungen bestätigt wissen."

„Aber die Minister müssen fallen!" rief Franco rasch.

„Einige, ja," sagte der Oberst; „der Kriegs-

Minister zum Beispiel ist ein alter Starrkopf, der zäh an Castilla und seinem System hält."

„Und daß ich meinen ganzen Einfluß aufbieten werde, Sie in die Stellung zu bringen, darauf können Sie sich verlassen."

Der Oberst zuckte die Achseln.

„Lieber General," sagte er zweifelnd, „das ist eine eigene Sache; die Concurrenz ist zu groß, und Señor Santomo, obgleich er mir jetzt sehr freundlich gesinnt scheint, hat so viele Verwandte. Ist er einmal wirklich Präsident, wer weiß, wie sich dann Alles gestaltet!"

„Aber die Dankbarkeit..."

„Bah, General, täuschen wir uns nicht selber über moralische Verpflichtungen," unterbrach ihn der Oberst kopfschüttelnd. „In Peru kennen wir nur eine Gegenwart; wir benutzen den Augenblick, wie er kommt, und wer zuerst zugreift, hält, was er hat; ob er dazu berechtigt ist oder nicht, bleibt sich vollkommen gleich. Ich muß Ihnen auch gestehen, daß ich für mich selber hier in Lima sehr wenig von einer Revolution hoffe, Alles dagegen für Ecuador, und wenn ich darauf rechnen könnte..."

„Lieber Oberst," fiel Franco rasch ein, „natürlich habe ich bis jetzt nicht gewagt, Ihnen An-

erbietungen für Ecuador zu machen, da ich glaubte, daß Sie gerade auf die hiesigen Verhältnisse Ihre Hoffnung gründeten, und ich Ihnen nicht gleich von allem Anfang an einen gesicherten Staat, sondern nur ein unruhiges Land bieten konnte, in dem wir uns erst unsere Bahn mit dem Schwert erkämpfen müssen. Aber glücklich würden Sie mich machen, wenn Sie mir dahin folgen wollten; und daß Ihnen dort Ihren militärischen Talenten nach der erste und höchste Posten in meiner Regierung offen steht, dazu bedarf es wohl keiner Versicherung weiter."

„Ist das ein Wort?" fragte der Oberst?

„Sie haben mein Ehrenwort dafür!" lautete die Antwort.

„Bravo, General," rief der Oberst befriedigt; „dann kann ich jetzt mit voller Sicherheit an die Arbeit gehen, denn für uns selber verspreche ich mir sichern Sieg!"

„Sind Sie aber auch einer Sache gewiß?" fragte der Expräsident sinnend. „Bei der Zusammenkunft, die ich neulich mit Santomo hatte, schien er allerdings fest entschlossen, meine Ansprüche in Ecuador zu unterstützen; er sagte es wenigstens, aber es lag dabei etwas in seinem ganzen Wesen..."

Es klopfte in diesem Augenblick an die Thür, und während Franco sein Entra rief, griff der Oberst etwas erschreckt nach seiner Mütze; aber nur der kleine Neger Juan steckte seinen Kopf herein und fragte: „Chocolade, Señor?"

Franco nickte blos, und als die Thür wieder geschlossen war, sagte er, den Obersten beruhigend:

„Sie brauchen nicht zu fürchten, daß uns Jemand überrascht. Ich habe strenge Ordre gegeben, Niemanden herein zu lassen, so lange Sie bei mir sind!"

„Ich bin Ihnen dankbar dafür," sagte der Oberst.

Der kleine Bursche brachte ein Kaffeebrett mit zwei Tassen Chocolade herein, von denen er die eine zuerst seinem Herrn, die andere dem Gast präsentirte und sich dann wieder lautlos in das Vorzimmer zurückzog.

„Auf Santomo wieder zu kommen," fuhr jetzt Franco fort, „so gefiel mir die Zurückhaltung nicht, die er in der ganzen Unterhaltung zeigte. Er sprach nicht frei von der Leber weg, nicht so offen, wie ich ihm entgegenkam, und er könnte uns einen bösen Strich durch die Rechnung machen, wenn er unsere Anstrengungen eben benutzte und dann, am Ruder, unsere Sache fallen ließe

oder auch nur hinauszögerte, und Beides wäre gleich verderblich für einen sichern Erfolg."

„Wenn er nicht eben müßte," lächelte Oberst Desterres, indem er die heiße Chocolade mit seinem Löffel aß, „hätten Sie vollkommen Recht, General. Er würde uns, wie es die Anderen thun, eben nur benutzen, um sein eigenes Ziel zu erreichen, davon bin ich fest überzeugt — aber er kann nicht anders."

„Ich verstehe Sie nicht! Was soll ihn verhindern?"

„Es giebt nichts Einfacheres in der Welt wie das," erwiderte der Oberst. „Sie wissen, daß das Militär im Allgemeinen auf Seiten Castilla's ist, und nur auf ein Regiment, das erst ganz kürzlich gewaltsam ausgehoben wurde, können wir bestimmt rechnen. Dem neuen Präsidenten muß daher vor allen Dingen daran liegen, gerade die Truppen, auf die er sich am wenigsten verlassen kann, aus dem Weg zu schaffen. Aber wohin? Mit Bolivia darf er sich, selber noch nicht befestigt, in keinen Krieg einlassen, denn Bolivia ist nicht allein schlagfertig, sondern könnte ihm auch, mit Arica, ernstliche Schwierigkeiten bereiten. Es ist allerdings möglich, daß die Bolivianer selber den Moment benutzen und einen Einfall wagen könnten,

und in dem Falle bekäme er hier in der Hauptstadt Luft; aber darüber vergingen jedenfalls noch Wochen, und es handelt sich hier um Tage, besonders um die ersten Tage, wo man einen Rückschlag allein zu fürchten hat. Nun giebt es aber für den Augenblick in Peru nichts Populäreres, wie einen Krieg mit Ecuador, wenn denn doch überhaupt ein Krieg geführt werden muß. Peru hat dort noch eine alte Scharte auszuwetzen, denn daß Flores die Peruaner damals in Guajaquil so angeführt, haben sie ihm noch lange nicht vergessen. Die Flotte brennt ebenfalls darauf, dorthin beordert zu werden, weil sie mit einem Schlage den Guajaquilstrom sperren und reiche Beute, Prisen in Masse machen könnte; und welche Contribution wäre nicht aus dem reichen Guajaquil herauszupressen, um von einem Bombardement verschont zu werden! Das Alles ist nun schon in Lima wieder und wieder besprochen worden, und der alte Castilla hätte wohl selber Lust dazu; aber er fürchtet, daß England Einspruch thun würde, und er braucht Englands Neutralität doch in diesem Augenblicke nothwendig in Neu-Granada sowohl, wie bei seinen späteren Absichten auf Brasilien. Deshalb hofft er Ecuador noch durch Einschüchtern dahin zu bringen, ihm die beanspruch-

ten Länderstrecken abzutreten, oder wartet wenigstens auf eine günstige Gelegenheit, wo ein Angriff auf den Nachbarstaat nicht als ein reiner Eroberungszug betrachtet werden könnte. Die Flotte wünscht aber nichts sehnlicher, und ein Befehl, nach diesem Ziele aufzubrechen, von wem auch immer gegeben, würde mit Jubel aufgenommen und augenblicklich befolgt werden."

„Und Sie glauben, daß Santomo dann auch vielleicht einige der unzuverlässigen Regimenter würde mitsegeln lassen?" fragte Franco, der dieser Mittheilung des Obersten mit dem gespanntesten Interesse gefolgt war.

„Was, um Gottes willen, könnte er denn Gescheidteres thun?" rief der Oberst. „In einem fremden Land weiß der Soldat dabei, daß er plündern darf; also er darf auf Beute rechnen, und ich bin fest überzeugt, daß Santomo in wenigen Tagen so sicher hier in Lima residirte, als ob er nach regelrechter Volkswahl den Präsidentenstuhl bestiegen hätte. Er weiß das aber auch; ich habe selber mit ihm darüber gesprochen, und er ist vollkommen damit einverstanden. Wahrscheinlich bekomme ich dann den Oberbefehl über die militärische Besatzung des einen Dampfers, wenn er mich nicht etwa gar in Lima festhalten wollte;

aber daraus wird nichts. Sie haben mein Wort, General, und wir wollen doch einmal sehen, ob wir diesen Burschen, diesen Flores, nicht noch zu Paaren treiben können!"

„Die ganze Provinz Guajaquil tritt wie mit einem Schlag für mich unter Waffen!" jubelte Franco, und seine kleinen Augen funkelten dabei in ordentlich unheimlicher Gluth, „wenn ich ein einziges peruanisches Regiment mit hinüber bringe. Denn die Stadt Guajaquil ist durch die neuen Pläne Quitos, mit jenem Hafen an der Nordgränze, in ihren innersten Interessen bedroht und gefährdet. Aber Eins muß ich Ihnen, lieber Oberst, das heißt vollkommen unter uns, gleich von vorn herein sagen: ich bin nicht dagegen, daß die Guajaquilenen ein wenig gezüchtigt werden, denn sie haben es reichlich um mich verdient; aber zu viel dürfen wir den Soldaten auch nicht gestatten, denn wir brauchen Guajaquil besonders nothwendig in der ersten Zeit, um die dringendsten Taxen zu bezahlen, und wenn die Stadt von dem Militär vollkommen ausgesogen ist..."

„Mein lieber General," sagte der Oberst lachend, „das ist Nebensache. Lassen Sie uns nur erst einmal dort sein, dann steht es ja ganz in unserer Gewalt, diejenigen Befehle zu erlassen, die

wir durch die Umstände geboten finden. Sollten die Soldaten dann wirklich unzufrieden werden, Du lieber Gott, dann statuirt man eben bei einigen ein Exempel, läßt zwei oder drei einmal vor die Front treten und todtschießen, und die Sache ist in Ordnung! Nein, darüber machen Sie sich keine Sorge; nur die Lockspeise müssen wir ihnen zeigen, daß sie uns selber dann keinen Schaden thun, ei, dafür bin ich Ihnen Bürge! Sie dürfen sich da ganz auf mich verlassen!"

„Und wann glauben Sie, daß der entscheidende Schlag geführt werden kann?" fragte Franco nach einer Pause, in der er still und brütend vor sich niedergesehen hatte.

„Das hängt von Umständen ab," erwiderte der Oberst, aber wieder mit vorsichtig gedämpfter Stimme. „In Chorillos ist es nicht möglich, oder wenn auch möglich, doch nicht rathsam. Der erst einmal gelungene Streich muß unmittelbar auf das Volk und das Militär wirken. Sie müssen sehen, daß wir gesiegt haben; sie dürfen es nicht erst von draußen herein erfahren, und dazu muß der Augenblick hier in der Stadt selber abgepaßt werden. Das kann aber eben so gut morgen wie über vier Wochen geschehen; doch die Sache ist in den besten Händen, und Santomo zu sehr selber

dabei interessirt, um nicht zwar vorsichtig, aber entschieden zu Werk zu gehen. Jedenfalls erhalten Sie den Abend vorher Nachricht, um Ihre Leute ebenfalls instruiren zu können. Wir brauchen an dem Tag alle unsere Kräfte."

„Gut, gut, an uns soll es nicht fehlen!" rief Franco, mit dem Kopf nickend.

„Aber noch Eins, General," sagte der Oberst. „Haben Sie denn wohl daran gedacht, daß wir nicht allein Geld, nein, daß wir besonders Waffen und Munition haben müssen, wenn wir in Guajaquil landen? Ich zweifle nicht, daß wir dort eine Menge von Armen finden werden, die uns zu Gebote stehen, denn derlei Abenteurer giebt es überall, die einem Gewaltstreich ihre Fäuste leihen; aber solches Volk hat nie ordentliche Waffen, und was ich bis jetzt von Flores' Soldaten gehört, so bestehen seine Truppen wohl aus vielem zusammengerafften Gesindel, aber er hat sie gut equipirt und ausgerüstet."

„Mein lieber Oberst," sagte Franco leise, „je weniger wir davon sprechen, desto besser; aber seien Sie versichert, daß ich dafür Sorge getragen habe, und daß es daran nicht fehlen soll; denn selbst den Fall angenommen, daß uns Señor Santomo nicht damit aushelfen könnte..."

„Darauf dürfen Sie nicht rechnen!“

„Gut, es ist auch nicht geschehen; also selbst für den Fall habe ich schon genug Waffen zur augenblicklichen Einschiffung bereit liegen, um wenigstens fünfhundert Mann damit auszurüsten. Halten Sie das für genügend?“

„Vollkommen,“ sagte der Oberst, befriedigt mit dem Kopf nickend.

„Und außerdem denk' ich auch noch eben so viele bewaffnete Freiwillige einzuschiffen,“ setzte der Expräsident hinzu.

„Die sich ebenfalls auf das Plündern verlassen?“

„So weit wir es ihnen verstatten,“ lächelte Franco. „Nein, jetzt, seitdem ich mit Ihnen gesprochen habe, fühle ich mich vollkommen sicher und habe zum ersten Male wieder volles Vertrauen gefaßt. Unsere Sache ist in guten Händen, und wer weiß, ob wir nicht schon von der jetzt ausgestreuten Saat in vier Wochen eine reiche Ernte halten!“

„Wir wollen's hoffen, General,“ sagte der Oberst, von seinem Sitz aufstehend und seine Mütze ergreifend; „die Hauptsache ist jetzt, daß wir die Augen offen halten und, wenn der rechte Zeitpunkt kommt, nicht zu blöde sind. Und nun leben Sie wohl, denn ich muß zur Parade. Wären

Sie aber wohl so gut, vorher einmal einen der Jungen auf den Gang hinaus zu schicken, um zu sehen, ob die Luft rein ist?"

„Mit Vergnügen, Oberst, und lassen Sie bald recht Gutes von sich hören," sagte Franco und gab dann die nöthigen Befehle, um den Gang zu revidiren. Es war Niemand darauf zu sehen, wie der Bericht lautete, und der Oberst, nachdem er dem General noch derb die Hand gedrückt, verließ rasch das Zimmer. Erst einmal draußen auf dem Gange, an den sämmtliche Logis des ganzen Hauses stießen, war er vollkommen sicher, denn begegnete er auch hier Jemandem, so konnte der nie wissen, welchen der Innewohnenden er besucht hatte.

Franco blieb allein in seinem Zimmer zurück, und in seiner Hängematte wie auf einem Pferde sitzend, daß die hüben und drüben herunterhangenden Füße den Boden berührten, stützte er die Ellenbogen auf die Kniee und schaute finster brütend vor sich hin.

„Lumpengesindel," murmelte er dabei leise in den Bart, „Lumpengesindel Alle mit einander, ob sie schwarzes oder weißes Blut in den Adern haben, ob sie sich Caballero nennen oder einen Handkarren ziehen! Nur der eigene Nutzen bringt

sie in Gang; einen Köder wollen sie vorgehalten haben, Alle mitsammen, Geld, Titel, Ehrenstellen und einträgliche Aemter, mit denen sie die faulen Bäuche mästen können, und wer ihnen das bietet, was kümmert sie's! Sambo nennen sie mich hinter meinem Rücken und in's Gesicht Excellenz und Señor und General, und mit Füßen würden sie mich treten, wenn si: nicht eben einen Nutzen von mir hofften! So aber bin ich ihr Mann, natürlich; der Expräsident, von dem sie glauben, daß er bald wieder festen Fuß in Ecuador fassen wird, soll ihnen die Kastanien aus dem Feuer holen, versteht sich, und nachher auch noch nach ihrer Pfeife tanzen! Bueno; werden ja sehen, wie sich Alles einrichtet — nur ein einziges Glück, daß man dem Gesindel auch kein Wort zu halten braucht!"

Und still vor sich hin lachend, nahm er wieder eine Papiercigarre vor, drehte sie fest, zündete sie an, lehnte sich dann zurück und blies den blauen Rauch in die Luft hinein.

2.
Die Posada am Weg.

An dem nämlichen Tag, an welchem Franco seine Berathung mit Oberst Desterres, einem Bruder des nämlichen Desterres hielt, der zu derselben Zeit die gefeierte Valière auf seiner Hacienda herumführte, sprengte Señor Corona, nachdem er den General verlassen und noch eine längere Zusammenkunft in einer der Vorstädte mit einigen Gleichgesinnten gehalten hatte, auf derselben Straße hinaus, welche in die Hacienda führte, und hielt an dem letzten Hause, das rechts am Wege liegt und noch von der niederen, die Straße begränzenden Lehmmauer umschlossen wurde. Er band aber sein Pferd nicht draußen an, wie das gewöhnlich Reisende thun, wenn sie an solchen sehr untergeordneten Schenklocalen einen Augenblick

halten, um ein Glas Tschitscha zu trinken oder vielleicht noch ein paar Cigarren für den Weg zu kaufen — denn dort ist weiter nicht viel zu bekommen — sondern führte es durch das schon aus der oberen Angel gebrochene Holzthor in den inneren Hofraum, um die Lehmhütte herum — er war hier jedenfalls genau bekannt — und in einen ziemlich breiten und geräumigen Stall, wo schon vier andere Pferde eingestellt standen.

Die Hütte lag etwa zwanzig Schritt vom Weg ab, im Hofraum selber, und von ein paar Akazienbäumen halb beschattet, halb versteckt, aber mit einem Fenster nach Osten hinaus, um den dort breit in das wüste Land auslaufenden Weg übersehen zu können; der sonstigen Aussicht wegen konnte das Fenster wenigstens nicht eingebrochen sein, denn das Auge fiel nach dieser Richtung auf nichts als die ausgebrannte steinige Bahnstrecke und die nackten, wild eingerissenen Ausläufer der Cordilleren, die sich bis fast dicht an Lima hinan streckten und es mit ihren kahlen Höhenzügen überragten.

Das Local selber entsprach ganz seiner Umgebung. Es war in der That nichts weiter als eine nothdürftig mit einer Art von Binsen gedeckte Lehmhütte, deren Dach eben nur Schatten gab und Nachts den Thau etwas abhielt. Da

es dort nie regnete, war ja Weiteres auch nicht nöthig. Selbst eine Thür fehlte im Hause, statt der ein alter, zerrissener und von Staub und Schmutz ordentlich farblos gewordener Baumwollenlappen eine Art von Vorhang bildete. Vor dem Hause aber stand ein hölzernes Gestell mit einem langen Glaskasten darauf, in dem Pakete von Papiercigarren, ein paar Dutzend „puros,“ kleine harte Brödchen, und einige „dulces“ lagen. Auch ein paar Gläser schon eingeschenkter rother Tschitscha, aus Zuckerrohr (guarapo) befanden sich auf einem andern kleinen Tisch, um von sehr durstigen Reisenden gleich ausgetrunken zu werden. Wahrscheinlich standen sie aber dort schon den ganzen Tag, und auf dem lauwarm gewordenen Gebräu hatte sich eine dünne Staubhaut gebildet, die wenigstens nicht dazu diente, es appetitlicher zu machen.

Noch ungemüthlicher als dieser Verkaufsstand sah das Innere der Hütte aus; die Bewohner schienen sich in Schmutz und Unordnung wohl zu fühlen und Besen oder Wischtuch vollkommen zu Luxusgegenständen zu gehören.

Ein langer Tisch aus oben nur abgehobelten Bretern, aus denen mit den verschiedenen Messern schon oft Stücke herausgeschlagen oder tiefe Einschnitte gemacht waren, standen in der Mitte; feste

Bänke waren darum her im Boden befestigt. In der einen Ecke und oben mit Stricken an einen Pfeiler gebunden, damit er nicht umfiel, lehnte auf drei Beinen ein alter Schrank, und in der andern war ein mit einer Kuhhaut überspanntes Bettgestell, auf dem wahrscheinlich der Besitzer dieser „posada“ Nachts sein Lager hatte. Sonst ließ sich weder Stuhl noch anderes Ameublement entdecken, und nur im Hintergrunde lag aufgeschichtet ein Haufe schmutziger Blechteller und Löffel, jedenfalls noch von der letzten Mahlzeit her, den die „Frau“ noch nicht Zeit oder Lust gehabt hatte, abzuwischen.

Diese Frau vom Hause, die draußen in der angebauten Küche schlief, kochte, wohnte und aß, paßte auch in der That zu dem Ganzen. Ihre Gesichtszüge waren nicht häßlich, ja, sie mußte sogar einmal schön gewesen sein, denn selbst noch jetzt hatten die Augen ein eigenthümliches Feuer und der kleine Mund wie die fein geformten Hände und Füße mit der hohen, schlanken Gestalt sprachen von anderen Zeiten, aber in Schmutz und Nachlässigkeit war Alles zu Grund gegangen. Jetzt hingen ihr die grau gewordenen Haare wirr und ungekämmt um den Kopf, ihre Kleider wetteiferten mit dem Thürvorhang in Schmutz, und

die „Mantille" oder das Halstuch, das sie sonst vielleicht coquett genug um die Stirn geschlagen, so daß nur das linke, feurige Auge dahinter vorfunkeln durfte, hatte lange, lange Jahre solchen Dienst nicht mehr gesehen und diente jetzt eigentlich mehr zu Wischlappen und Taschentuch, als zu einem sonstigen Zweck.

Die alte „Trude" war ein trauriges Bild menschlicher Vergänglichkeit, und möglich, daß sie früher einmal die Welt geliebt und sich darin wohl befunden haben mochte; jetzt aber haßte sie die Menschen, haßte sie den Boden, der sie trug, haßte die Luft, die sie athmeten, und wenn je einmal ein Lächeln über ihre Züge glitt, so hatte es auch gewiß einen furchtbaren Grund, und Elend und Verderben war vorhergegangen! Im Ganzen verkehrte sie aber wenig mit eben diesen Menschen! ihr Sohn, ein hijo del pays, aber mit reinem Blute — wenn sich das Nämliche auch nicht von seinem übrigen Aeußern sagen ließ, hielt die Wirthschaft hier, und die Alte kauerte eigentlich den ganzen Tag in ihrer Küche, wo sie nur ein junges, etwa dreizehnjähriges Mädchen zur Hilfe hatte. Dann und wann nur kroch sie daraus hervor, kauerte sich in eine Ecke der Hütte auf eine dort liegende Matte und konnte dann

halbe Tage lang vor sich niederstieren, ohne anscheinend zu hören und zu sehen, was um sie her vorging. Sie gab dann nie eine Antwort auf eine an sie gerichtete Frage.

So abgelegen der Ort aber auch schien und so dürftig in seinem ganzen Aeußern, so mußte der Wirth, Pasquale, wie er von seinen Bekannten genannt wurde, doch eine ziemlich ausgebreitete Bekanntschaft haben, denn Gäste sprachen ab und zu den ganzen Tag ein, verkehrten fast immer in vertraulicher Weise mit dem Wirth, und blieben auch gar nicht etwa so selten über Nacht, wo sie sich dann freilich ein Lager mit ihren eigenen Sätteln herrichten mußten, so gut das eben ging. Pasquale hielt dabei auch — obgleich man derartige Getränke an solchem Ort wahrlich nicht gesucht hätte — ganz vortreffliche Weine, vom feurigen Eliaswein, den das Land erzeugte, bis zu französischen Bordeaux- und selbst Champagnerweinen, und viel häufiger als man denken sollte, stand der schmutzige Holztisch voll bleibehalster Flaschen, und fröhliche Zecher saßen darum her. In solchen Fällen war aber noch eine wollene Decke vor die Thür gehangen, dieselbe, unter der Pasquale des Nachts schlief; aber draußen auf der Holzbank standen, wie immer, die fast nie be-

rührten staubigen Gläser Tschitscha und warteten auf die Käufer — oder schreckten sie vielmehr ab.

Die Welt draußen erfuhr wenig von solchen Gelagen; trotzdem aber stand das Haus in keinem besondern Ruf, wozu jedenfalls seine etwas verdächtige Lage viel beitragen mochte; denn gerade dort in der Gegend, wenn auch noch weiter in der Einöde drinnen und außer Sicht der Hütte, waren die meisten Mordthaten verübt und hatte der größte Theil der Beraubungen stattgefunden. Freilich konnte man dem Wirth daran keine Schuld zuschreiben; er verließ selten oder nie sein Haus, und wenn nichtsnutziges Gesindel auch bei ihm aus und ein ging — wie mochte er's hindern? Er hielt eine öffentliche Posada, und wer bei ihm trinken wollte, war willkommen — wenn er eben dafür bezahlen konnte.

Auch heute, obgleich die Straße wie todt in der Sonne lag und kein einziges Pferd draußen bei ihm angebunden stand, war Pasquale's Stube besetzt. Seine Gäste hatten aber, wie schon erwähnt, die Angewohnheit, ihre Pferde nicht draußen auf der Straße zu lassen — denn in Peru ist das Pferd immer weit eher bekannt, wie der Reiter. — Sie nahmen dieselben mit herein in die schon zu diesem Zweck hergerichtete Stallung,

und konnten dann sicher sein, daß Niemand zu ihnen in's Zimmer trat, der nicht auch wirklich zu ihnen gehörte, denn kein fremder Reisender würde sich je diese Spelunke zum Absteigequartier ausersehen haben. Niemand kümmerte sich aber auch deshalb drum, wenn sie draußen die Schritte eines Pferdes hörten, und Señor Corona konnte auch heute sein Thier selber und ungestört einstellen, wie er es so oft gethan.

Als er das Zimmer oder vielmehr das Haus betrat — denn das ganze Gebäude schloß nur das eine Gemach in sich —, fand er schon den Tisch von vier Gästen besetzt, während der Wirth, das linke Bein heraufgezogen, auf seinem Bettgestell mehr lag als saß und nur manchmal durch ein eingeworfenes Wort Theil an der Unterhaltung nahm.

Die Gäste bestanden übrigens, was sich nicht läugnen ließ, aus sehr gemischten Elementen, und zwar nicht allein in gesellschaftlicher Beziehung, nein, sogar in der Farbe. Die Meisten nannten allerdings, in größerer oder geringerer Entfernung, „Afrika ihr Heimathland"; aber auch ein weißer Caballero, dessen Kleidung verrieth, daß er den besseren Klassen zugehöre, saß zwischen ihnen, und wenn er auch eine gewisse Autorität über die An-

deren ausüben mochte, räumte er ihnen doch hier jedenfalls volle gesellschaftliche Berechtigung mit sich ein; zwei der Anderen hatten ganz entschieden Negerblut in den Adern, der Dritte aber war ein sogenannter Cholo, ein Wort von sehr ungewisser Bedeutung, das allerdings jedes Mal Indianerblut voraussetzt, alle anderen Racen aber eben so gut dabei ahnen läßt.

Cholos gab es selbst unter den reichsten Familien, und auch dieser junge Bursche schien von den alten Eingeborenen abzustammen. Aber seine Züge sahen verlebt aus; die Augen lagen tief im Kopfe und suchten unruhig und scheu umher, und seine Rede war mit den gemeinsten Flüchen gemischt, in denen das spanische Element in Südamerika wirklich Außerordentliches leistet.

„Corona, beim Teufel," rief der Weiße, der den linken Ellenbogen weit über den Tisch hinausgestreckt hatte, während sein Kopf in der Hand desselben und sein rechtes Bein auf der Bank ruhte, ohne seine ungenirte Stellung im mindesten zu verändern — „welcher Wind hat Dich denn noch hier herausgeblasen, mein Bursche, oder hast Du etwa gar 'was aufgespürt?"

„Heute nichts," sagte der Mulatte, indem er die Gesellschaft nachlässig grüßte und seinen Stam-

mesgenossen, die aufgestanden und zu ihm getreten waren, herablassend die Hand schüttelte; „aber hatten wir uns denn nicht fest verabredet, heute hier zusammenzutreffen, um zu bereden was etwa vorgefallen sein könnte? Sie selber, Señor Perteña, machten, so viel ich weiß, den Vorschlag."

„Ah, ganz recht," sagte Perteña, unser alter Bekannter, gleichgültig; „ich hatte gar nicht mehr daran gedacht und bin heute wirklich nur zufällig herausgekommen. Ich fürchte aber, die Straße wird für die nächste Zeit leer bleiben, denn von den wenigen eingetroffenen Fremden beabsichtigt keiner, das innere Land zu bereisen. Ich habe wenigstens nichts darüber erfahren können. War vielleicht einer der anderen Herren glücklicher?"

„Der englische Consul will übermorgen nach Cerro de Pasco reiten und nimmt nur einen einzigen Bedienten mit," sagte der eine Mulatte; „Beide tragen allerdings Doppelgewehre, aber immer im Futteral. Ein paar Hundert Dollars führt er jedenfalls bei sich."

„Das ist nichts," sagte Perteña, mit dem Kopf schüttelnd; „mit dem englischen Consul dürfen wir nichts anfangen, das gäbe nachher einen Heidenlärm; Untersuchungen, daß man seines Lebens auf Monate nicht mehr froh würde, und Ueber-

wachung der Straßen. Ja, wenn's einer von den deutschen Consuln wäre, da hätte es nichts zu sagen! Aber davon wollen wir doch lieber die Hand lassen; die paar Hundert Dollars wären das am Ende nicht werth."

„Heute ist eine ganze Gesellschaft, mit ein paar Damen dabei, hier vorbeigeritten," sagte der Wirth.

„Ja, ich weiß," erwiderte der Weiße; „die französische Schauspielerin ist dabei, und sie werden heute Abend wieder zurückkommen — nur eine Vergnügungstour. Aber weiß einer von Euch, wo die Señorita jetzt wohnt?"

„In der Calle de Valladolid," sagte der Mulatte, welcher vorher gesprochen.

„Bist Du in dem Haus bekannt, Scipio?"

„Bekannt gerade nicht; meine Schwester bringt aber dort immer Butter und Eier zu dem alten Franzosen."

„So," sagte Perteña, sich nach ihm hinüberdrehend, „könntest Du Deiner Schwester nicht einmal die Arbeit ein paar Tage abnehmen und die Augen dabei ordentlich offen halten."

„Hm, das ginge schon. Ist es der Mühe werth?"

„Ich denke, ja; aber wir dürfen dann nicht zu viel Zeit versäumen."

„Das kann in zwei oder drei Tagen geschehen sein," sagte Scipio.

„Was hat denn der Corona nur heute?" sagte der Wirth, der sich den Mulatten indessen mit einem halb spöttischen Lächeln betrachtet hatte; „er zieht ein so verzweifelt wichtiges Gesicht, als ob ihn Seine Excellenz zum Finanzminister machen wollte, und er noch nicht ganz genau wüßte, ob er es annehmen sollte oder nicht."

„Gebt lieber einmal ein paar Flaschen Wein herein, José, das ist gescheidter," sagte der Betreffende, indem er sich zum Tisch setzte; „mir ist der Hals trocken vom vielen Sprechen, und daß ich mehr im Kopf habe wie Ihr, darauf könnt Ihr Euch ebenfalls verlassen."

„Ja, Stroh!" lachte der Wirth, indem er aufstand, um das Verlangte herbeizuschaffen. „Um das, was Ihr im Kopf habt, Corona, geb' ich Euch verdammt wenig; die Hauptsache ist, was Ihr in den Taschen tragt, denn da sieht's gewöhnlich noch windiger aus wie oben!"

Noch während der Wirth sprach, kam die alte Frau herein, humpelte in die Ecke auf ihren gewöhnlichen Platz und hockte dort nieder, ohne daß

sie Jemanden gegrüßt oder irgend einer der Anderen Notiz von ihr genommen hätte. Man war schon daran gewöhnt, sie dort sitzen zu sehen, und ob sie hörte, was gesprochen wurde, blieb sich auch gleich. Es war nicht zu fürchten, daß sie etwas ausplaudern würde.

Corona hatte auch nur einen flüchtigen, gleichgültigen Blick auf die Gestalt der Alten geworfen, und erwiderte dann auf die Bemerkung des Wirthes:

„Ihr spottet mit dem Finanzminister, Pasquale, aber es ist noch nicht aller Tage Abend, und meiner Mutter Sohn hat vielleicht genau so viel und noch mehr Aussichten dazu, wie mancher Señor von weißem Blut, der jetzt die Nase am Hutrand trägt.“

Perteña drehte den Kopf etwas nach dem Sprecher herum und sah ihn mit einem halb lächelnden, halb verächtlichen Blick an.

„Heda, Corona,“ sagte er dabei, „habt Ihr wirklich Aussichten, daß Castilla Eure Fähigkeiten im Geldausgeben anerkannt haben sollte? Beim Himmel, da wäre uns Allen hier gleich mit einem Mal geholfen, wenn wir einen peruanischen Finanzminister mit seinen zwanzig Millionen Guanoeinnahmen zum Bundesgenossen hätten!“

„Und muß es gerade ein peruanischer sein?“

fragte der Mulatte. — „Verdammt! — Castilla, wer weiß, wie lange der überhaupt noch Gewalt hat, mit unserer sogenannten Republik zu machen, was er will!"

Perteña wurde aufmerksam, nahm sein Bein von der Bank herunter und richtete sich etwas auf; der Wirth kam auch eben mit dem verlangten Wein und mit Gläsern.

„Aber Ihr solltet ihm doch eigentlich dankbar sein," sagte er, „denn wem verdankt Ihr, daß Eure Race von der Sclaverei befreit gehalten wurde und frei im Lande jetzt wirthschaften darf, wie sie will?"

„Und hat er das etwa unseretwegen gethan?" höhnte Corona. „So lange wir einem Herrn gehörten, hatte er keine Gewalt über uns und mußte uns wohl ungeschoren lassen; jetzt aber, da er uns frei gemacht, kann er unter seine Soldaten stecken, wen er will, und steckt auch drunter, wen er will! Nur vom Arbeiten sind die Sclaven erlöst worden und dürfen sich jetzt von Seiner Excellenz da und dorthin zum Erschießen commandiren lassen!"

„Bah, so viel für Euer Todtschießen!" sagte Perteña verächtlich. „Wo hat er denn Krieg? Ja, er thut so, aber er schlägt nirgends los, und

seit der Geschichte in Guajaquil hat keiner von allen seinen Soldaten Pulver gerochen! Seine Politik ist, die Nachbarstaaten in Revolution zu halten, und so lange die sich auf die Köpfe schlagen, haben wir Frieden! Nur erst jetzt, da sie sich in Ecuador frei gemacht, könnte es uns hier vielleicht an Beschäftigung fehlen!“

„Frei gemacht,“ sagte Corona verächtlich; „auf wie lange? Glaubt Ihr, daß Präsident Franco seine Ansprüche aufgiebt?“

„Hm,“ sagte Perteña, und ein leises Lächeln zuckte um seine Lippen, „liegt dort vielleicht der Finanzminister im Pfeffer und darf man gratuliren, Señor Corona? In der Stadt munkelt man so schon davon, daß dort eine Masse von verkappten Ministern und General-Feldmarschällen herumliefen, die alle auf Ecuador vertröstet sein sollen. Ich fürchte nur, es wird an gemeinen Soldaten fehlen.“

„Wozu haben wir die Soldaten hier, wenn wir sie nicht benutzen sollen?“ sagte Corona wegwerfend.

„Castilla hat mehr Verstand, als daß er sie noch einmal diesem Holzkopf von Franco zur Verfügung stellte,“ mischte sich jetzt auch der Wirth in's Gespräch; „der hat ihn einmal hineingeritten,

und unser „Alter" ist nicht der Mann, sich zweimal von einem solchen Patron anführen zu lassen!"

„Unser Alter!" höhnte Corona — „und wie lange wird er noch unser Alter sein?"

„Hör' mich an, mein Bursche," sagte Perteña, der den Mulattenstutzer trotz seiner eleganten Kleidung doch sehr verächtlich behandelte, „ich will Dir einmal etwas sagen. Wie mir scheint, hast Du Deinen allerdings sehr schön frisirten, aber sonst etwas unfruchtbaren Kopf voll von einer Menge sehr gefährlicher Ideen, die nun allerdings keine weitere Beachtung verdienten, wenn sie Dich allein angingen; aber die Möglichkeit wäre denn doch da, daß Du uns auch in eine von Deinen unangenehmen Geschichten hineinrittest, und dagegen möchte ich mich von vorn herein verwahrt haben, denn das ist gegen die Abrede."

„Señor scheinen mir keinen Ueberfluß von Courage zu haben," sagte Corona selbstbewußt.

„Das käme auf einen Versuch an, Compañero," lautete die Antwort; „aber mit dem Alten möchte ich allerdings nicht in seiner eigenen Höhle — — und das ist ganz Peru — anbinden, wenn ich nicht eine ganz besondere Sehnsucht nach ein paar Ellen Hanfseil hätte. Das ist ein alter Bär,

und wo er hinschlägt, wächst eben kein Gras mehr."

„Und würden Sie sich auch vor einem **todten** Bären fürchten?" sagte Corona höhnisch.

Perteña schwieg und sah den Mulatten scharf und forschend an. So wenig Verstand und selbst Muth er diesem Burschen auch zutraute, so stak hinter seinen Reden doch mehr. War irgend etwas im Werk gegen den Präsidenten — und wenn so, konnte er selber Nutzen daraus ziehen? Jedenfalls mußte er es herausbekommen, ohne dabei zu viele Theilnehmer des Geheimnisses zu haben. Nachher stand es ja noch immer in seiner Macht, was er thun oder lassen wollte.

„Der ist zäh," bemerkte jetzt der Cholo kopfschüttelnd, „und Menschenleben sind billig bei ihm, wenn er sie sich eben im Wege glaubt. In den anderen Republiken mag's schon gehen, daß sie so einen Präsidenten absetzen, wenn er ihnen nicht mehr gefällt, ohne daß es viel mehr kostet, wie ein paar zerbrochene Fensterscheiben; aber hier ginge die Sache nicht ohne Blut ab, und noch dazu viel Blut, wer das daran wagen wollte."

„Blut, ja, viel Blut," murmelte die Alte vor sich hin, „und wie das gut riecht, wenn es Einem so warm in die Nase kommt! Trinkt nur, trinkt

— jetzt habt Ihr noch eine kurze Spanne Zeit — wie bald ist's aus, und was dann so roth um Euch her in der Sonne blinkt, ist nicht Wein, das ist Blut, Blut, Blut!"

„Was krächzt die Alte da wieder?" rief Señor Corona, indem er einen scheuen Blick dort hinüber warf — „Ihr solltet ein wenig vorsichtiger mit Euren Reden sein, Mutter!"

„Laßt sie gehen," sagte der Wirth leise; „sie hört schon von selber wieder auf, wenn Niemand auf sie achtet."

„Blut, Blut," murmelte die Alte noch einmal zwischen den Zähnen durch, „und da draußen kommt noch Einer, der dazu gehört! Sonderbar, daß es sich nicht wegwaschen läßt und immer wieder durchschimmert, roth und glänzend, als ob es gerade frisch vergossen wäre!"

Draußen wurde allerdings ein Schritt laut, aber der Reiter hatte, als ob er den Besuch hier nicht scheue, sein Pferd an einen der Ringe in der Lehmmauer angehangen, warf jetzt den Vorhang zurück und einen raschen, forschenden Blick über die Zechenden.

„Pedro," lachte der Wirth; „wie die Geier herbeigestrichen kommen, wenn irgendwo ein Aas

liegt, so sicher tritt der Junge in die Thür, wenn eine Flasche Wein auf dem Tisch steht!"

„Guten Tag, Onkel," sagte der Neffe finster, indem er nur einen Blick mit Perteña wechselte und dann ebenfalls, ohne weiteren Gruß für die Uebrigen, an dem Tisch Platz nahm — „glaubt aber ja nicht," fuhr er dann fort, „daß mich Euer saurer Wein hier herein gelockt hat! Gebt mir lieber ein Glas agua ardiente, denn der Staub hat mir die Kehle ordentlich ausgedörrt."

„Und hast Du Geld, mein Bursche?" fragte der Onkel, ohne auf die Verwandtschaft besondere Rücksicht zu nehmen.

„Ihr wißt, daß ich ohne Geld nicht zu Euch komme," brummte der Cholo, indem er eine kleine Silbermünze auf den Tisch warf.

„Gescheidt," lachte der Onkel, indem er das verlangte Glas aus einem Steinkrug füllte und auf den Tisch setzte; „und wie geht's zu Hause?"

Pedro schien es aber nicht der Mühe werth zu halten, auf die Frage zu antworten. Er nahm das Glas, hob es einen Moment gegen das Licht roch daran und leerte das starke Getränk dann auf einen Zug, ohne eine Miene dabei zu verziehen.

Die beiden Mulatten waren indessen näher zu

Corona gerückt und sprachen leise auf ihn ein. Wenn es aber ihre Absicht gewesen war, Näheres über dessen Pläne zu erfahren, so sollten sie sich darin getäuscht sehen, denn Corona war viel zu vorsichtig, mehr zu verrathen, als er wirklich wußte. Franco hatte ihn auch nie mit seinen Plänen gegen Castilla bekannt gemacht, sondern immer nur höchstens angedeutet, daß die jetzige Regierung als ihrem Unternehmen eben nicht freundlich gesinnt betrachtet werden konnte, und wenn er dann selber darauf weiter politisirte, so waren das nur seine eigenen Phantasien. Er hoffte wirklich, Finanzminister in Guajaquil zu werden; Franco, dem das Land ja doch gehörte, hatte ihm das fest versprochen. Jeder, der ihn also, oder den Expräsidenten an ihren Plänen verhindern wollte, stand seinem Glück im Wege und verdiente den Tod.

Nichts desto weniger warb er die beiden Burschen mit Leichtigkeit zu der beabsichtigten Expedition nach Ecuador an. Der Sieg war gewiß; geplündert sollte Guajaquil auch werden — also welcher besseren Unternehmung hätten sich ein paar solche liederliche Vagabunden anschließen können? Sie sagten also augenblicklich zu und brannten nur darauf, sich anwerben zu lassen, um das Handgeld gleich ausgezahlt zu bekommen.

Perteña war indessen langsam vom Tisch aufgestanden und hinaus vor die Thür gegangen. Er schritt langsam dem Stall zu, als ob er nach seinem Pferd sehen wollte. Pedro, der Cholo, blieb noch ein paar Minuten sitzen und sah still vor sich nieder; endlich folgte er dem vorangegangenen Weißen, der ihn innerhalb der Stallthür erwartete.

„Weshalb seid Ihr nicht einen Augenblick zu uns herein gekommen?" frug Pedro hier, sowie er sich mit Perteña allein sah. „Meine Mutter wollte Euch sprechen."

„Je weniger wir öffentlich zusammen kommen, desto besser," erwiderte finster Perteña, „aber was will sie?"

„Der junge Aguila ist wieder herausgekommen," sagte Pedro.

„Ich weiß es,". erwiderte der Peruaner kurz, „und was weiter?"

„Er hat gestern den ganzen Abend, bis Nachts zwölf Uhr, mit dem Franzosen in alten Papieren herumgesucht, und sie haben Beide lebhaft mit einander gesprochen."

„Und woher weißt Du das?" fragte Perteña. „Dich haben sie doch nicht dazu geladen?"

„Nein, aber von dem großen Orangenbaum

aus, der dem Haus des Franzosen gegenüber steht, kann man in sein Fenster hinein sehen, wenn Licht darin ist.“

„Kann man in der That?“ fragte Perteña rasch — „und wie weit ist's etwa hinüber?“

„Abgeschritten höchstens vierzig Schritt.“

„Nicht mehr?“

„Eher weniger; man kann sogar, wenn sie einmal recht laut sprechen, einzelne Worte verstehen.“

Perteña antwortete nicht. Er sah nach seiner Uhr uyd machte eine Bewegung, als ob er den Stall verlassen wollte; aber er drehte wieder um, ging zu seinem Pferd und zäumte es auf.

„Wollen Sie fort?“

„Ja, nach Lima. Kehrst Du von hier nach Haus zurück?“

„Ich bin nur hieher gekommen, um Sie zu finden. Meine Mutter ängstigt sich über den Fremden. Es hieß einmal, daß er todt wäre, und nun ist er wieder da; das bedeutet nie etwas Gutes. Wir wissen nicht, was er hier will.“

„Deine Mutter sollte gescheidter sein,“ sagte Perteña finster, „als den jungen Laffen zu fürchten. Was kann er thun? Und wenn er noch einen Monat lang mit dem alten Franzosen die Papiere

durchstudirt, er wird weiter nichts darin finden, als alte Rechnungen und Quittungen und gleichgültige Notizen; sag' ihr das. Er war doch nicht wieder bei Euch drüben?"

„Nein."

„Gut denn; morgen ganz früh komme ich nach der Hacienda hinaus. Sei um acht Uhr am Fluß, an unserem alten Platz; ich habe Dir vielleicht etwas zu sagen."

„Gut."

„Und noch Eines — spionire nicht wieder, wenigstens nicht in der nächsten Zeit, um des Franzosen Haus herum. Du könntest einmal gesehen werden, und das müßte Verdacht erregen."

„O, dort hinüber kann Niemand kommen," sagte Pedro; von unserem Hause ab krieche ich zwischen den dichten Büschen an der Umzäunung hinauf und sitze da oben so sicher, als ob ich in meinem Bett läge."

„Gut, es mag sein," sagte Perteña; „doch noch Eines — wird der Bursche längere Zeit dort draußen bleiben?"

„Ich weiß es nicht, aber er hat eine Satteltasche voll Wäsche und frischer Kleider mitgebracht. Von dem Jungen, der im Hause aufwartet, habe ich das erfahren."

„Gut, das bleibt sich gleich. Versprich mir aber, daß Du, so lange er jetzt oben ist, den Baum nicht wieder besteigen und Dich auch aus der Nähe des Hauses fern halten willst."

Pedro schüttelte mit dem Kopf; er konnte sich gar nicht denken, welche Absicht der Weiße nur haben sollte, ihn daran zu verhindern. War es denn nicht möglich, daß er gerade dadurch etwas Wichtiges erfuhr? Aber gewohnt, den Befehlen und Anordnungen Perteña's stets zu gehorchen, sagte er endlich zögernd:

„Meinetwegen, ich habe nichts dagegen; aber schaden könnt's gewiß nichts, denn sehen kann mich Niemand, davor bin ich sicher. Nicht einmal die Hunde haben mich gestern Abend gewittert, und die Bestien machen sonst immer gleich einen Höllenlärm, wenn ich nur draußen an dem Thor vorbeigehe."

„Es ist gut; also es bleibt dabei. Kümmere Dich gar nicht um den Fremden, er ist völlig gefahrlos, und sage das auch Deiner Mutter. Weißt Du, wann der Besuch zurückkommen wird?"

„Bei dem die Damen waren? O, die können noch lange nicht hier sein, denn wie ich fort ritt, galoppirten sie erst noch auf der Straße nach

Macas hinaus! Noch Eines — dieser Aguila hat auch einen Streit mit Señor Desterres' Aufseher gehabt, der nicht leiden wollte, daß er sich mit den neuen Kulis unterhielt."

„So? Das ist gleichgültig; wie gesagt, kümmere Dich nicht um derlei Dinge, es soll Dein Schade nicht sein" — und sein Pferd am Zügel nehmend, führte er es an das Haus und schob dort noch einmal den Vorhang zurück.

„Hallo, wollt Ihr fort, Señor?" rief der Wirth.

„Ja," lautete die kurze Antwort; „ich muß nach Lima. Also, Scipio, vergiß nicht, was ich Dir aufgetragen habe. Heute über acht Tage spätestens erwarte ich einen ganz getreuen Bericht."

„Können sich auf mich verlassen, Señor..."

Perteña drehte sich ab, führte, ohne einen Gruß für die Gesellschaft nöthig zu halten, sein Pferd dem Thor zu, und trat, das Thier noch immer am Zügel haltend, voran auf die Straße hinaus, wo er den Blick nach rechts und links warf. Aber nach keiner Richtung hin war ein menschliches Wesen zu erspähen; die weite Strecke Weges, welche man von hier aus überblicken konnte, lag öde und einsam, und damit, wie es

schien, vollkommen befriedigt, zog er sein Pferd vollends auf die Straße, stieg in den Sattel und sprengte dann in voller Carrière die glatte, ebene Bahn entlang, Lima entgegen.

3.
Der Hinterhalt.

Die Sonne näherte sich schon dem Untergang, die Abendwolken funkelten in all' ihrer tropischen Pracht das scheidende Licht des Tagesgestirns zurück, als die kleine Cavalcade, die zum Besuch in den Hacienden gewesen, auf der nach Lima führenden Hauptstraße wieder den Staub aufwirbelte. Rafael hatte ihnen nachgeschaut, bis sie die Biegung des Seitenweges seinen Blicken entzog, und schritt dann selber in tiefem Nachdenken in das Haus zurück und die Treppe hinauf — hatte er doch nicht einmal gesehen, daß Juanita oben am Fenster stand und ihre Blicke auf ihm ruhten.

Der alte Bertrand ging, die Hände auf den Rücken gelegt, im Zimmer rasch auf und ab, und

erst als Rafael eintrat, blieb er stehen, sah zu ihm auf und sagte:

„Ob der Desterres mir wohl heute ein einziges Mal hat in die Augen sehen können? Nicht eine Secunde lang! Immer, wenn ich ihn ansah, machte er sich mit seinen Blicken bald in der, bald in jener Zimmerecke was zu thun — aber grad' aussehen, Gott bewahre!"

„Und wie hat Ihnen die junge Landsmännin gefallen?" fragte Rafael, der jetzt wahrlich nicht an Señor Desterres dachte.

„Gut, sehr gut," rief Monsieur Bertrand, „ein Wettermädel, das muß man ihr lassen! Die hat's hinter den Ohren, Rafael, das kannst Du mir glauben, und so still und ehrbar sie manchmal thut, so funkeln die Augen doch dabei wie das helle Feuer. Wir müssen doch einmal hineinreiten, Juanita, und sie spielen sehen. Deringcourt hat mich so schon geplagt, daß wir einmal dort über Nacht bleiben."

„Und welchen Eindruck hat sie auf Sie gemacht, Juanita?" fragte Rafael jetzt das junge Mädchen, das schweigend und mit niedergeschlagenen Augen der Unterhaltung gelauscht hatte. „Sie haben sich viel und, wie es schien, herzlich mit ihr unterhalten."

„Ja," sagte Juanita leise, und hohes Roth färbte dabei ihre Wangen; „und doch wäre ich nicht im Stande, mit Worten bestimmt den Eindruck wiederzugeben, den die junge fremde Dame auf mich gemacht hat."

„Aber er war doch im Ganzen angenehm?" drängte Rafael.

„Und selbst das wage ich nicht zu behaupten," sagte das junge Mädchen, fügte aber hastig und wie erschreckt hinzu, „obgleich ich noch weit weniger das Gegentheil sagen könnte. Manchmal war es mir, als ob ich sie schon seit Jahren gekannt und wie eine Schwester lieb gehabt, und dann hätt' ich ihr mögen an den Hals fliegen und sie abküssen nach Herzenslust..."

„Hm, Rafael," schmunzelte Bertrand, „ist Dir nicht auch manchmal so gewesen?"

„Und dann wieder," fuhr Juanita fort, „war es ordentlich, als ob ich mich vor ihr fürchten müsse, so unheimlich, so lauernd glitt ihr Blick über ihre Umgebung, so kalt und starr wurden, wenn auch nur für einen Moment, oft ihre Züge, die eben noch ein bezauberndes Lächeln getragen."

„Liebes Kind," sagte ihr Vater, „das darfst Du bei einer Schauspielerin nicht so genau nehmen, denn die sind von Jugend auf gewohnt,

ihre Gesichtszüge in allerlei Falten und Masken hineinzupressen, und schneiden nur vielleicht manchmal eben so aus alter Gewohnheit ein grimmiges Gesicht, wo ihnen möglicher Weise das Herz gerade leicht und glücklich ist."

„Oder auch umgekehrt," sagte Juanita leise.

„Oder auch umgekehrt," bestätigte der Vater; „das muß man dann aber nicht so nehmen, als ob es auch immer so gemeint wäre."

„Aber, Vater," sagte Juanita ordentlich traurig, „dann müßte ich das ja auch immer denken, wenn sie recht lieb und herzlich mit mir spräche, und dann, weiß ich, würd' ich sie nie im Leben lieb gewinnen können, und ich möchte es doch so gern!" setzte sie noch viel leiser als vorher hinzu, daß der Laut der Worte kaum Rafael's Ohr erreichte.

„Nun, Du brauchst dabei kein so wehmüthiges Gesicht zu schneiden, liebes Herz," lachte der Vater; „mit derlei Personen, die einen öffentlichen Beruf haben oder einer Kunst folgen, noch dazu, wenn es solche Wandervögel sind, kommt Unsereins selten und nie auf lange Zeit zusammen. Man lernt sich kennen und unterhält sich, sieht sich dann vielleicht noch einmal, wohl gar noch zweimal, und dann ist's eben vorbei. Der Wan-

derkünstler, der aller Wahrscheinlichkeit nach schon am nächsten Tag unsern Namen und eine Woche später unsere ganze Existenz vergessen hat, zieht weiter, und wir bleiben in unseren alten Kreisen zurück, wo er — oder sie, wie's nun gerade kommt — noch lange unvergessen ist. Bei derlei Leuten haben wir deshalb auch auf weiter nichts zu sehen, als daß wir uns amüsiren, und das kann man bei dem Blitzmädel, das muß ihr der Neid lassen. Ordentlich wie Musik klingts, wenn sie nur den Mund aufthut, und zwischen den zwei Perlenreihen sprudeln dann nur Witz und Laune vor. Herr Gott, wenn ich dagegen die langweiligen Peruanerinnen nehme, die um die Welt nichts weiter zu reden wissen, als von Putz, Bällen, Theater oder Dienstboten! — Deine schöne Künstlerin — wie hieß sie gleich, Rafael?"

„Fräulein Lydia Valière."

„Ach ja — die sollte hier in Lima Unterrichtsstunden in der Unterhaltung geben, oder, noch besser, direct vom Staat angestellt werden, um doch ein klein wenig Leben in den langweiligen Ton zu bringen. Das kann aber auch nur eine Französin; 's ist merkwürdig, aber es muß ordentlich im Blut liegen!"

Weder Rafael noch Juanita erwiderten etwas

darauf, denn Beide waren zu sehr mit ihren eigenen Gedanken beschäftigt; aber auch sie dachten Beide an das schöne Mädchen, das für kurze Stunden Licht und Leben in ihr Haus gebracht hatte, so daß es ihnen jetzt, wo sie plötzlich wieder verschwunden war, ordentlich vorkam, als ob der Raum dunkler, öder geworden, wie er vorher gewesen.

Bertrand's Ideen sprangen aber bald wieder auf eine andere Bahn über.

„Ob der gelbe Bursche, dieser Desterres, auch nur ein Wort wegen der Kulis gesagt hätte," lachte er vor sich hin; „nicht gemuckst hat er, und recht war's ihm doch gewiß nicht!"

„Aber, mein lieber Bertrand, er konnte ja doch gar nicht, bei einer solchen Gelegenheit, irgend eine unangenehme Sache oder Streitigkeit berühren; es wäre ja gegen jede Lebensart gewesen!"

„Ach was," sagte Bertrand, „erwähnen läßt sich Alles, und das Unangenehmste gerade mit dem freundlichsten Gesicht; aber der Bursche hat kein gutes Gewissen, und geht uns Beiden aus dem Weg, wo er nur immer die Bahn breit genug findet. — Wenn wir ihm nur einmal in einer Sackgasse begegnen könnten, und ich habe immer noch eine Ahnung, als ob das nicht unmöglich

wäre. — Aber da steh' ich und schwatze," unterbrach er sich plötzlich selber, „und muß doch noch einmal vor Nacht hinaus, um zu sehen, was meine Arbeiter heute gethan haben. Wenn man der faulen Bande nicht zu Zeiten auf die Finger klopft, oder sich nur merken läßt, daß man auch dann und wann einmal nicht nachschaut, ist man gleich verrathen und verkauft, denn eigenes Ehrgefühl hat keiner von ihnen — das sollen nun Republikaner sein; es ist ein schändlicher Mißbrauch, der mit dem Wort getrieben wird, und Castilla hat eigentlich ganz Recht! Zu solch einem Volke gehört auch ein solcher Präsident! — Und nun, Juanita, unterhalte Du mir unsern Gast ein wenig, bis ich wieder zurückkomme; und nachher, Rafael, sehen wir noch das eine Paket Schriften durch, das gestern übrig blieb." Und damit griff er seinen Hut auf und verließ das Haus.

Zwischen Rafael und Juanita wollte aber heute gar kein Gespräch in Gang kommen, so unbefangen und freundlich, ja herzlich sie sich auch sonst immer unterhielten. Rafael schien seit heute Nachmittag ganz merkwürdig nachdenkend geworden, und Juanita war es, als ob etwas zwischen sie getreten sei, das sie früher nicht gekannt, und dem sie keinen Namen geben konnte oder wollte. Der

junge Peruaner, dem dieses Schweigen drückend wurde, begann zuerst ein Gespräch wieder über das Theater — über was hätte er sonst in diesem Augenblick reden können? Er fragte Juanita, ob sie es oft besucht habe, ob sie Freude daran finde.

Du lieber Gott, Juanita war erst ein einziges Mal im Theater gewesen, und hatte von dem Spiel der Leute selber, wie sie meinte, wenig oder gar nichts gesehen, weil sie so vieles Andere dabei störte. Es kam ihr gar so wunderlich vor, daß die Bäume auf Pappe und Holz gemalt waren und hin und her wackelten, wenn sich Jemand daran halten wollte; es sah so sonderbar aus, daß die Menschen gemalte Backen hatten und manchmal ganz laut das ausplauderten, was der Andere, der dicht neben ihnen stand, gerade um die Welt nicht hätte hören dürfen. Mit einem Wort: es war dort Alles unnatürlich und falsch, und deshalb schon würde es ihr nie im Leben gefallen haben, und sie sehnte sich auch gar nicht danach, es noch einmal zu sehen.

„Sie haben Recht, Juanita,“ sagte Rafael, der ihrer Auseinandersetzung lächelnd, aber doch mit Interesse gelauscht hatte; „ich kann mich recht gut in das hineindenken, was Sie, die Sie nur an die frische, freie Natur gewöhnt sind, dabei

fühlen. Geht es mir selber doch kaum besser, der ich an so vielen Orten das Theater besuchte, wenn ich einmal ein paar Jahre draußen herumgeschwärmt habe und dann zum ersten Mal wieder einen solchen Ort besuche. Dann stören mich dieselben Dinge, die Ihnen so unangenehm aufgefallen sind, und ich muß mich auch erst wieder daran gewöhnen, ehe ich einen wirklichen Genuß darin finde."

„Und kann das je zu einem wirklichen Genuß werden?" sagte Juanita kopfschüttelnd; „ich bin nicht im Stand, mir das zu denken."

„Und warum nicht? Führt es uns nicht ein Bild des Lebens vor, und haben Sie nicht auch einen Genuß, wenn Sie ein gutes Buch lesen, das mit lebendigen Farben das Leben schildert?"

„Ja, beim Lesen," sagte Juanita, „wenn ich allein bin und mich dann ungestört in das hineindenken kann, was ich lese."

„Nun gut, das Theater ist auch nichts weiter, als eine verkörperte Lecture. Wir brauchen uns die in dem Buch beschriebenen Charaktere nicht erst zu denken; sie stehen vor uns, sie handeln und sprechen, und wir leben, was sie erleben, mit ihnen durch.

„Es geht doch nicht," lächelte Juanita; „ich

muß immer noch an jenen Abend denken, wo ein recht trauriges Stück gegeben wurde; und auf dem Theater stand ein Haus, in dem das eine junge Mädchen wohnte, und jedes Mal, wenn die Leute in das Haus gingen oder heraus kamen, und nur an die Thür faßten, so wankte das ganze Gebäude mit dem Dach und mit dem Baum, der daneben stand. Und nachher, im zweiten Acte, war eine wilde Waldgegend mit einem großen Felsblock in der Mitte, hinter den sich der eine schlechte Mensch verstecken wollte; und der Felsblock sah ganz natürlich aus, wie er aber daran faßte, fiel er um, flach auf den Boden, und er mußte ihn erst wieder aufrichten und ein Stück Holz dahinter stellen, daß er fest stand. Da konnte ich mir denn nicht helfen, da mußte ich herzlich lachen, und wurde den Gedanken an den Felsen aus Pappe auch durch das ganze Stück nicht los."

„Das freilich gehört mit zu den kleinen Leiden eines Theater-Directors," lächelte Rafael, „daß ihm dann und wann einmal ein derartiges Unglück zustößt. Alle aber, die das Theater häufiger besuchen, lachen wohl auch, wenn es geschieht, achten aber wenigstens nachher nicht weiter darauf, und lassen sich keinesfalls dadurch stören."

„Und wie wunderbar das ist," sagte Juanita,

deren Gedanken weiter flogen, „daß Jemand seine ganze Lebenszeit darauf verwenden sollte, nur dem Theater anzugehören, und wie sonderbar," setzte sie leiser hinzu, „daß mir das erst heute eingefallen!"

„Und wie viele Menschen," erwiderte Rafael, „leben doch nur in der That allein dafür. Wie wäre es auch anders möglich, daß sie je etwas Tüchtiges leisten könnten, wenn sie nicht ihre ganze Thätigkeit dem ausschließlich widmeten?"

„Das gebe ich zu," nickte Juanita; „aber ihr ganzes übriges Leben geht doch indessen fort wie bei anderen Menschen. Sie haben Sorgen und häusliche Leiden, Krankheiten, Todesfälle wie bei uns, und trotzdem sollen sie dann immer vor all' die vielen fremden Menschen treten und Sachen sprechen, von denen sie nichts fühlen, lachen, singen und tanzen, wenn ihnen vielleicht das Herz dabei brechen möchte — das verstehe ich nicht, das kann ich nicht begreifen, und weiß nicht einmal, wie eine Erklärung dessen möglich ist."

„Das sind freilich wohl die Schattenseiten des Theaterlebens," stimmte Rafael zu, „und der Zuschauer gerade denkt daran am wenigsten. Sonderbar, Juanita, daß Ihnen das nur nach einmaligem Besuche desselben schon auffallen sollte.

Sie müssen aber dabei bedenken, daß der wirkliche Künstler seinem Beruf auch mit solcher Leidenschaft ergeben ist, daß er in dem Augenblick, wo er die Bühne betritt, nichts weiter, nichts Anderes denken und fühlen kann. Wie der Soldat in der Schlacht, wenn er die erste Scheu überwunden hat, die pfeifenden Kugeln, von denen jede ihm den Tod bringen kann, gar nicht mehr hört, sondern in wildem Kampfesmuth dem Feind entgegenstürmt, so soll es auch dem Spielenden zu Muthe sein, wenn er hinaus vor die Lampen und dem Publikum gegenübertritt, daß er alles Andere darüber vergessen muß."

„Und bei dem Manne kann ich mir das noch eher denken," sagte Juanita, die indessen wieder ihren eigenen Gedanken gefolgt war — „aber bei der Frau, bei dem jungen Mädchen, das erst selber in die Welt tritt, und jetzt schon vor einer so großen Menge von fremden Menschen alle Leidenschaften und Gefühle des Lebens schildern soll — es ist das gerade so unnatürlich, wie die Bäume aus Pappe, und ich wenigstens kann und möchte mich nicht hineinfinden."

Beide schwiegen wieder, Beide dachten an Lydia Valière, aber keines von ihnen nannte den Namen, und erst nach einer langen Weile fragte

Juanita, wie dem jungen Manne ihre Freundin Adele Deringcourt gefallen habe. Erst jetzt fiel es auch Rafael ein, daß er die junge fremde Dame so wenig beachtet hatte, ja, er wußte nicht einmal, ob er sie wieder erkennen würde, wenn er sie morgen auf der Straße träfe. Ein eigenes Etwas hielt ihn ab, das Juaniten zu gestehen. Er gab eine ausweichende Antwort, und das junge Mädchen, als ob selber froh, das vorige Gespräch abgebrochen zu sehen, erzählte ihm nun von Deringcourts und ihren übrigen Bekannten in der Stadt, die manchmal wohl herauskämen, sie zu besuchen, obgleich sie selber selten genug Lima beträten. Sie fühlte sich auch nicht wohl in der Stadt, und hatte sich so an das Landleben gewöhnt, daß sie es nie besser verlangen, und am liebsten noch viel, viel weiter hinwegziehen möchte von dem ganzen Stadttreiben.

Indessen kam der Vater zurück. Es war auch schon vollkommen dunkel geworden, und nur der Vollmond warf sein bleiches Licht über die Landschaft und drückte die hohen, starren Kuppen des nahen Gebirgszuges zu niederen, duftumflossenen Hügeln herunter. Das Hausmädchen brachte indessen den Thee herein, und der alte Bertrand plauderte jetzt noch lange und viel über die Ge-

sellschaft, die sie heute bei sich gesehen, und deren nähere Beziehungen zu einander er weit genauer kannte, als man von Jemandem hätte vermuthen sollen, der hier gewissermaßen abgeschieden von der Welt lebte, und nur verhältnißmäßig wenig mit ihr verkehrte.

Er fand aber trotzdem keine besonders theilnehmenden Zuhörer, denn was kümmerte es Juanita oder Rafael, welche ehrgeizigen Pläne Señor Desterres spinne, und als Bertrand eine Weile ziemlich einsilbige Antworten bekam, ließ er endlich abräumen und ging dann noch mit seinem jungen Gast etwa eine halbe Stunde in der Abendkühle im Garten auf und ab, bis sie endlich, wie gestern Abend, in sein Zimmer hinaufstiegen, um dort den Rest der von Rafael's Onkel hinterlassenen Papiere durchzusehen.

Es war das eine höchst undankbare Arbeit, denn es fand sich auch gar nichts, was ihnen nur hätte den geringsten Aufschluß über das Geschehene geben können, und vergeblich suchten sie nach einem Tagebuch, das der Verstorbene, wie Rafael genau wußte, geführt. Es war ein kleines, ziemlich dickes, roth eingebundenes Buch gewesen, aber es fand sich nirgends, und Bertrand, der ja dabei gewesen war, als die Zimmer im Anfange ver-

siegelt und später Señor Desterres übergeben wurden, ja, der selber die meisten Papiere mit eingepackt hatte, versicherte auf das bestimmteste, ein derartiges Buch als Manuscript nirgends gefunden oder selbst nur gesehen zu haben. Der alte Aguila selber konnte es nicht vernichtet haben, und es blieb also nichts zu glauben übrig, als daß es mit manchen anderen Sachen an demselben Tage gleich mußte entwendet worden sein, an dem der alte Herr gestorben war, also vorher noch, ehe die Gerichte einschreiten konnten.

Ein Paket Geschäftsbriefe fand sich noch vor, indessen auch nichts dazwischen, was auf den beabsichtigten Verkauf das geringste Licht geworfen hätte — aber es nahm den beiden Männern doch Zeit, sie durchzusehen, da sie nichts unbeachtet lassen wollten, um sich später keine Vorwürfe zu machen, und Bertrand warf endlich die letzten, die er durchflogen, auf den Tisch zurück, stand auf, ging im Zimmer auf und ab und rief:

„Es ist nichts, die Burschen sind zu schlau, als daß sie selber eine Waffe gegen sich in unsere Hände gelegt hätten, und haben die kurze Zeit, die ihnen blieb, gut genug benutzt. Die Papiere hier sind kaum das Verbrennen werth, und was uns hätte nützen können, wird schon lange seinen

Weg in das Feuer gefunden haben. Mein Cholo behauptet wenigstens steif und fest, daß er selber es gesehen habe, wie Desterres zu jener Zeit einen ganzen Haufen Papiere und Bücher verbrannt habe; zwischen denen wird auch wohl das Tagebuch gewesen sein. Aber das läßt sich eben nicht mehr beweisen, und wenn wir jetzt nicht den Kaufcontract in die Hände bekommen können, um die Unterschrift chemisch untersuchen zu lassen, so dürfen wir die Sache nur als abgemacht betrachten, und Du bist die Hacienda los."

„Ich habe vom ersten Augenblick nicht daran gezweifelt," sagte Rafael gleichgültig, „und wenn ich trotzdem mich bemühte, den näheren Einzelheiten nachzuforschen, so geschah es weit mehr in einer Art Jagdlust, einem Schurken nachzuspüren, als indem ich mir wirklich einen Erfolg davon versprach. Kommen Sie, Bertrand, lassen Sie die langweilige Geschichte, die mir schon gestern und heute Abend Kopfweh gemacht hat. Will es das Schicksal, so kommen wir diesem Herrn Desterres vielleicht doch noch einmal auf die Fährte, und wo nicht, nun, so läuft so viel Lumpengesindel ungestraft in der Welt umher, daß es auf den Einen mehr oder weniger doch nicht ankommt! Sehen Sie, was das für ein wundervoller Abend

ist und welchen merkwürdigen Glanz der Mond heute hat! Aber es muß schon spät geworden sein, er steht ja fast im Zenith; wahrhaftig, halb Zwölf — wie die Zeit vergeht!"

Bertrand hatte die Papiere zusammengeschoben und war ebenfalls aufgestanden und an's Fenster getreten. Er warf einen Blick nach dem Mond hinauf, und dann über die Bananen hinüber rechts und links die Straße hinab.

„Ein herrlicher Abend, in der That," sagte er leise dabei, „und kühl und angenehm. Den Vortheil haben wir in Peru vor fast allen Tropenländern, daß unsere Nächte kühl, ja fast frisch sind, denn man kann beim Schlafen eine wollene Decke ganz vortrefflich gebrauchen."

„Ich habe überhaupt in Europa weit mehr von der Hitze gelitten als hier," bemerkte Rafael, „besonders waren die Nächte manchmal unerträglich warm."

„Das kommt von den ewig langen Tagen," meinte Bertrand, wo einem die Sonne im hohen Sommer manchmal schon um sieben Uhr Morgens auf den Kopf brennt und Abends gar nicht untergehen will. Hier in Peru haben wir aber erst einmal die gar nicht so weit entfernt gelegenen und schneebedeckten Cordilleren, welche die Luft ab-

kühlen, und dann überhaupt den Vortheil der Tropen: die ewige Tag- und Nachtgleiche, in welcher der Sonne nie Gelegenheit gegeben wird, die Erde zu lang und anhaltend auszubrennen. Ich weiß mich selber recht gut zu erinnern, daß ich in Europa ....“ Er hielt plötzlich mitten in seiner Rede inne und zuckte in die Höhe; im nächsten Moment aber schon schrie er: „Guarda se!“ und stürzte nach dem Tisch, von dem er das Licht mit einem Schlage seiner Hand hinunterwarf. In demselben Moment aber schmetterte auch der Knall eines Gewehrs durch die stille Nacht, und Rafael war es, als ob er einen Schlag wie mit einer Reitpeitsche über den rechten Schlaf bekam.

Unwillkürlich fast sprang er vom Fenster zurück und mitten in die jetzt dunkle Stube.

„Bist Du verwundet, Junge?“ rief der alte Franzose ängstlich aus. „Fühlst Du etwas?“

„Nein,“ sagte Rafael, „nur dicht am Gesicht flog mir etwas vorüber.“

„Gott sei Dank!“ rief der Alte. „Und jetzt komm!“ Und mit einem Satz war er an der Thür, riß sie auf, flog die Treppe hinunter vor das Haus und gab dort den Alarmruf für seine Hunde.

„Huih, ihr Bestien!“ schrie er, als er über den kurzen Vorplatz nach der Gartenthür flog. „Huih, hieher! Hu, faß, hu, faß, Tyras, faß, Wolf!“ Und damit riß er mit Riesenstärke an dem Gartenthor, daß das Schloß von einander brach, als ob es von Glas gewesen wäre. Wo hätte er sich jetzt Zeit genommen, nach einem Schlüssel zu suchen!

Die Hunde, welche schon durch den Schuß geweckt und herausgesprungen waren, stießen ein wildes Geheul aus und stürmten zur Thür hinaus und auf die Straße; mit keinem gewissen Ziele aber vor sich und durch das Hetzen ihres Herrn fast rasend gemacht, nahmen sie sich auch keine Zeit, vorher irgend eine Witterung ausfindig zu machen. Kaum im Freien, schlugen sie zwei oder dreimal laut an und fuhren dann wie der Wind die Straße hinab, in deren Schatten sie in der nächsten Minute verschwunden waren.

„Da gehen die Bestien hin!“ rief Bertrand, der im Anfang sein Möglichstes versucht hatte, sie mit Rufen und Pfeifen zurückzuhalten. „Hol' sie der Teufel, die Canaillen!“

„Der Schuß muß aus dem Garten gegenüber gefeuert sein,“ rief Rafael, der sich an Bertrand's Seite gehalten.

„Gewiß," sagte der alte Franzose, „ich habe das Feuer gesehen. „Von der Straße aus hätten sie uns auch durch die Bananenblätter kaum erkennen können; aber selbst von dem Garten aus wäre es nicht möglich gewesen, unser Fenster zu beschießen, ausgenommen von einem der Bäume da drüben."

„Was wollen Sie thun?"

„Faß hier mit an, Rafael — die Hunde werden gleich wieder zurück sein, wenn sie Niemanden auf der Straße finden — hier die Umzäunung müssen wir einreißen, und wenn sie da drinnen Jemandem auf die Fährte kommen, ist er verloren. Das ist dieselbe Stelle, wo Du früher Deine kleine Thür gehabt."

Rafael erwiderte kein Wort; als aber der Alte das gegenüber befindliche Staket erfaßt hatte und daran riß, sprang er zu ihm, und es dauerte nicht lange, bis die beiden Männer eine Lücke frei gearbeitet hatten, durch die sich ein Mensch hindurchzwängen konnte.

„Und die verfluchten Hunde sind noch nicht zurück!" rief Bertrand wüthend. „Tyras, Wolf, Bestien!" Und wieder schrillte sein gellender Pfiff durch die Nacht. Er war mitten auf die Straße

gesprungen und horchte in die Nacht hinaus — jetzt hörte er etwas keuchen.

„Da kommen sie!“ rief er jubelnd. „Huih, hieher, ihr Canaillen, hieher! Thras! Das ist recht, mein Hund, faß brav! Hieher, Wolf, da hinein, hu, faß, hu, faß!“

In langen, mächtigen Sätzen kamen die Hunde, die wohl gemerkt hatten, daß sie auf keiner warmen Fährte waren, wieder die Straße herauf und auf ihren Herrn zu, und als er ihnen die Lücke in der Umzäunung zeigte, fuhren sie wild hindurch und schlugen gleich darauf wieder laut an. Dort aber kamen sie bald zu dem Herrenhaus, dessen breiter Weg heute den ganzen Tag von vielen Leuten betreten war, und möglich, daß die nackten Füße der Dienerschaft und der neuen Kulis die Witterung für die Thiere länger bewährt hatten, denn sie schlugen augenblicklich den Weg nach deren Hütten ein. Dort aber lagen Desterres' Hunde, die, durch den Lärmen ebenfalls munter gemacht, vorsprangen und über die fremden Eindringlinge herfielen. Allerdings wurden sie von denen übel empfangen und suchten heulend wieder den Schutz ihrer Hütten, aber Bertrand's Rüden waren dadurch auch von ihrer Fährte abgebracht, und knurrend und mit hochgehobenen Schwänzen

stolzirten sie umher, und wenn sie Bertrand hetzte, um die Spuren des Flüchtigen von Neuem aufzunehmen, hielten sie das nur für eine Aufforderung, noch einmal über die anderen Hunde herzufallen.

Hier war nichts weiter zu machen; der Platz wurde überdies lebendig, und im Herrenhause, wo der Aufseher schlief, Licht gemacht — Bertrand sah, daß er auf diese Weise den Meuchelmörder nie erwischen würde, und um nicht ein zweites unangenehmes Zusammentreffen mit dem Aufseher zu haben, pfiff er seinen Hunden und ergriff Rafael's Arm, um ihn den Weg zurückzuführen, den sie eben gekommen.

Der alte Franzose war aber nicht der Mann, etwas Begonnenes so rasch wieder aufzugeben, und durch wenige Worte hatte er sich mit Rafael verständigt. Etwa drei- oder vierhundert Schritt von seinem Hause entfernt, und in der nächsten Querstraße wohnte eine Art von Friedensrichter für die Hacienden, der sogenannte Gobernador, und zu dem eilten die beiden Männer jetzt, um nicht allein auf frischer That die Anzeige zu machen, sondern auch augenblickliche Nachsuchung von ihm zu verlangen.

Bertrand hatte nämlich den Aufseher von

Desterres im Verdacht, daß dieser, um sich für die gestrige Beleidigung zu rächen, den Schuß gefeuert haben könnte, und verlangte jetzt von dem Peruaner, daß er auf dem Grundstück da drüben augenblicklich Haus- und Nachsuchung halten sollte.

Der Gobernador, ein alter, dicker Herr, und auf nichts weniger vorbereitet, als mitten in der Nacht aus seinem Bett geholt zu werden, machte allerdings Schwierigkeiten und suchte die Sache bis auf den nächsten Morgen zu verschieben. Bertrand war aber nicht so leicht abgeschüttelt. Als er dem Beamten drohte, daß er ihn allein für die Folgen verantwortlich machen würde, wenn der Verbrecher seiner Strafe entginge, und morgen schon um eine Audienz bei dem Präsidenten nachsuchen wolle, fügte sich der Mann des Gesetzes endlich dem Verlangen, wobei er jedoch, wenn auch leise und unhörbar, eine ungemessene Anzahl von Flüchen über die Unverschämtheit dieser eingewanderten Fremden in den Bart murmelte.

Der Gobernador hatte übrigens ganz Recht gehabt, wenn er diesen nächtlichen Streifzug von vorn herein als ein ganz nutzloses Experiment erklärte. Von zwei sogenannten Gerichtsdienern begleitet, rückten sie allerdings aus, fanden aber auf Desterres' Hacienda den Aufseher in seinem

Bett, auf dem er, der Aussage der übrigen Leute nach, von gestern Abend neun Uhr gelegen und geschlafen hatte, bis ihn der Lärm der Hunde auf- und in den Garten trieb.

Ein weiterer Besuch bei der alten Pascua erwies sich eben so erfolglos. Bertrand wußte überhaupt schon, daß der Cholo gar nicht mit Feuergewehr umzugehen verstand. Außerdem war er aber schon an dem nämlichen Nachmittag nach Lima geritten, und seine Mutter erwartete ihn auch nicht vor ein oder zwei Tagen zurück.

Etwas malitiös fragte der Gobernador den Franzosen, ob er vielleicht noch irgend ein Haus wisse, wo sie die Leute mitten in der Nacht heraustreiben könnten, um sich zu erkundigen, ob Jemand ein Gewehr abgefeuert hatte. Bertrand sah aber jetzt wohl ein, daß sie in dieser Nacht doch nichts weiter ausrichten könnten, und kehrte mit Rafael nach Hause zurück. Unterwegs sagte er:

„Weißt Du wohl, mein Junge, daß wir Beide rechte Holzköpfe gewesen sind, als wir nach dem Schuß wie toll und blind in das Zeug hineinrannten?"

„Und was hätten wir thun sollen?"

„Die Hunde halten und dann erst das Gitter einreißen. Der Schuft, welcher den Schuß ge-

feuert, hat oben in einem Baum gesessen; ich habe ja selber das Feuer deutlich gesehen. Bis die Hunde freilich zurückkamen, gewann der Lump über und über Zeit, um seine Haut in Sicherheit zu bringen."

„Sehr wahrscheinlich," sagte Rafael; „die Hunde wurden durch das Hetzen rein wie toll. Schade, daß wir den Patron nicht auf frischer That erwischten, es hätte einen Hauptspaß gegeben! Eigentlich hatte ich den Aufseher im Verdacht; das Gesicht des Burschen würde wenigstens eine derartige Heimtücke, wo er nicht offene Rache nehmen konnte, vollkommen rechtfertigen."

„Wenn das keinen tieferen Beweggrund hatte?" meinte Bertrand nachdenkend. „Ich glaube aber fast, daß der Schuß nach Dir und nicht nach mir gefeuert wurde, und daß Dein Auftauchen hier verschiedenen Leuten ein Dorn im Auge oder noch viel mehr ein Stachel im Fleische ist. Ein Glück nur, daß der Patron eine Kugel und nicht etwa Rehposten geladen hatte, sonst wären wir Beide schlecht weggekommen. Ich hörte ja den Hahn knacken; ehe ich aber nur das Licht vom Tisch schlagen konnte, hatte er schon abgedrückt. Er muß da drüben in einem von den Bäumen gesessen haben."

Die beiden Männer standen wieder vor dem Haus, und die Hunde waren noch einmal durch den Zaun gefahren und suchten und winselten jetzt dort wie toll im Gebüsch umher.

„Siehst Du, daß ich Recht habe? jetzt, wo sie ruhiger sind, finden sie die Fährte.“

„Und wenn er nun am Ende noch oben säße?“ flüsterte Rafael. „Unmöglich wäre es nicht, denn die Hunde waren ja im Nu draußen, und er hat vielleicht gefürchtet, seine Fährten unten einzudrücken.“

„Daß er ein Narr wäre,“ sagte Bertrand kopfschüttelnd; „nein, der hat lange Fersengeld gegeben, aber nachsehen können wir meinetwegen noch einmal.“ Und mit den Worten preßte er sich, von Rafael gefolgt, wieder durch die vorher gerissene Zaunlücke, und von dem jetzt hoch über Kopf stehenden Monde begünstigt, konnten sie die dort befindlichen Baumwipfel ziemlich gut und vollständig absuchen. Aber es war nirgends mehr etwas zu entdecken, und der Meuchelmörder hatte jedenfalls seine Zeit benutzt, um sich aus dem Staub zu machen.

Sie überzeugten sich hier übrigens vollständig, daß der Bursche, um in das Fenster hinein zu schießen, in einem der dort stehenden Bäume ge-

sessen haben mußte, und zwar zeigte sich ein alter, knorriger Orangenbaum dazu als das passendste Versteck. Rafael kletterte selber hinauf, und es blieb ihm kein Zweifel mehr, als er dort oben sogar ein paar Zweige, den einen abgebrochen, den andern eingeknickt fand, die wahrscheinlich die Aussicht nach dem Fenster ein wenig verdeckt gehabt.

Der Vogel schien also ausgeflogen, und es blieb für heute in der Sache gar nichts mehr zu thun, ja, überhaupt die Frage, ob eine spätere Nachforschung zu dem geringsten Resultat führen würde.

Oben im Hause bestätigte übrigens die in der Wand sitzende Kugel noch außerdem die Richtung nach dem Orangenbaum, und es zeigte sich auch noch hier, daß der Verbrecher gar nicht etwa so schlecht gezielt haben konnte, denn die Kugel hatte eine Locke von Rafael's Haar wie mit einem Messer abgeschnitten.

Auch Juanita war, durch den Schuß und die darauf folgende Unruhe erschreckt, wieder aufgestanden und hatte sich angezogen. Sie war leichenblaß geworden, als sie hörte, welcher großen Gefahr ihr Vater sowohl wie Rafael entgangen seien. Der alte Bertrand lachte aber:

„Ein Zoll vorbei ist so gut wie eine Meile," sagte er, „und ich glaube fast, daß dem Patron die Lust vergangen ist, den Versuch von da drüben aus zu wiederholen. Wir kennen jetzt seinen Schlupfwinkel, und das nächste Mal möchte er nicht so ungerupft davonkommen. Aber nun gute Nacht, Kinder — gute Nacht, Rafael — morgen früh wollen wir mit Tagesanbruch heraus und drüben sein, um den Platz noch einmal zu untersuchen. Es wäre doch möglich, daß der Monsieur in der Eile des Rückzuges ein Andenken da gelassen hätte, an dem wir ihn später vielleicht einmal erkennen können."

Die beiden Männer verließen das Zimmer, und Juanita blieb nur noch zurück, um die Fenster zu schließen. Auf dem Tisch lag das abgeschossene Haar Rafael's. Sie war schon wieder an der Thür, als sie noch einmal zurückkehrte, die zerrissene Locke an sich nahm und damit das Zimmer verließ.

4.
Calle de Valladolid.

In der Calle de Valladolid hatte Monsieur Deringcourt seine Privatwohnung, die eigentlich geräumiger war, als er sie für seine kleine Familie brauchte. Da er aber nichts so sehr haßte, als Miethsleute einzunehmen, bei denen man nie vorher wußte, ob sie zu der ganzen Häuslichkeit passen würden, so ließ er lieber den einen Theil des kleinen Hauses leer stehen und benutzte ihn nur dann und wann, wenn er Gäste einlud, zu Fremdenzimmern.

Dort war jetzt Lydia Valière, die in der ganzen Stadt gefeierte Schauspielerin, einquartirt worden, und da Monsieur Deringcourt nie etwas halb that, so hatte er ihr auch die kleine Wohnung so freundlich und behaglich eingerichtet, wie sie

es sich nur hätte wünschen können. Nicht im geringsten genirt war sie außerdem; die eine Abtheilung des Hauses gehörte vollständig ihr allein, und Besuche, die sie empfing, kamen mit den übrigen Bewohnern nicht in die geringste Berührung. Sie war und blieb ihre eigene Herrin, als ob sie in einem Hôtel gewohnt hätte, und nur zu den verschiedenen Mahlzeiten setzte sie eine in ihre Stube führende Glocke in Kenntniß, daß das Essen in etwa einer halben Stunde aufgetragen werde.

Der Haupttreppengang der Deringcourt'schen Familie führte aber dabei gerade zu ihr hinüber, und wann auch immer sie deren Gesellschaft suchte, fand sie dort die freundlichste Aufnahme und das herzlichste Willkommen.

Und Lydia wußte sich in ihren Herzen festzusetzen, denn im Nu hatte sie die kleinen Eigenheiten der älteren Leute ausgefunden und Adelens Freundschaft und Vertrauen ordentlich im Sturm erobert. Wer verstand es auch besser, liebenswürdig zu sein, wenn sie es wirklich sein wollte, wie dieses wunderbare Wesen! Und selbst in ihr Theaterleben, von dem die einfachen Bürgersleute früher natürlich nie etwas Anderes zu sehen bekommen, als die für das Publikum bestimmte

äußere, glänzende Schale, wußte sie dieselben hinein zu ziehen und dafür zu interessiren, daß sie stundenlang mit ihnen darüber plaudern konnte. Ganz offen und ordentlich kindlich erzählte sie ihnen dabei alle die kleinen Aufmerksamkeiten, welche ihr erwiesen wurden, und ahmte dabei das steife, ungelenke Wesen ihrer beiden Hauptanbeter, Desterres und Benares, auf so treue und komische Weise nach, daß Monsieur Deringcourt, der sie alle Beide nicht leiden konnte, ordentlich Krämpfe vor Lachen bekam. *Mit einem* Wort, Lydia, wie sie es kaum bezogen, war schon der Liebling des Hauses geworden, und wenn sie selbst Abends sehr spät aus dem Theater kam, konnte sie den beiden alten Deringcourts doch keine größere Freude machen, als sich noch ein halbes Stündchen zu ihnen zu setzen und von den Erlebnissen des Tages zu plaudern.

Deringcourt selber meinte dann oft, er wisse eigentlich gar nicht, wie es einmal werden solle, wenn sie wieder fort von ihnen ginge, und das Allergescheidteste, was sie in der Welt thun könne, wäre jedenfalls, daß sie gar nicht daran dächte und ganz in Lima bliebe. Man könne sich ja auch in der Fremde eine Heimath gründen, wenn man nur eben gute und liebe Freunde finde.

Uebrigens war Fräulein Valière nicht allein von denen gern gesehen, die ihre nähere Bekanntschaft gemacht, sondern der Ruf ihrer Liebenswürdigkeit hatte sich bald durch die ganze Stadt verbreitet. Von allen Seiten bekam sie Einladungen, und selbst der Präsident, der gern einen gesellschaftlichen Kreis um sich sah, wo dann gewöhnlich auch musicirt wurde, hatte sie nach Chorillos eingeladen, und sie war nicht allein von dem alten Herrn, sondern auch von den Damen im Hause auf das freundlichste und liebevollste aufgenommen und behandelt worden.

So wenig das aber auch zu ihrem übrigen Charakter passen mochte, so war es doch eine sonderbare Thatsache, daß sie sich in solchen geräuschvollen Gesellschaften nicht wohl fühlte, daß sie dieselben nicht gern besuchte, und am liebsten saß sie immer, wenn ihr Beruf sie nicht an das Theater fesselte, Abends in Deringcourt's engem Familienkreise, sehr zum Aerger ihrer peruanischen Anbeter, die dorthin, was sie auch immer zu dem Zweck versuchen mochten, keine Einführung bekommen konnten, und Deringcourts selber waren ihr außerordentlich dankbar dafür.

Nur die Morgen mußte sie ihren Besuchern gestatten, und wenn sie nicht auf der Probe war,

wurde sie dann auch, wie sich denken läßt, von all' jenen zahlreichen Herren, die ihr den Hof machten, ordentlich belagert. Lydia hatte dann ihr heimliches Vergnügen daran, zu beobachten, wie unbehaglich sich diese fühlten, wenn zwei oder gar drei dort zusammentrafen und doch keiner dem andern weichen wollte, und so liebenswürdig sie sich gegen alle zeigte, quälen konnte sie alle zuweilen bis auf's Blut.

Und den sie am meisten quälte, war der arme Stierna.

Seine Absicht schien, als er von Europa nach Südamerika ging, gar nicht gewesen zu sein, in Peru zu bleiben; er hatte nach Valparaiso gewollt, um dort in ein schwedisches Geschäft zu treten, als er Lydia auf dem Dampfer kennen lernte und seit der Zeit wie an ihre Sohlen gebannt blieb. Umsonst hatte sie ihm — ehrlicher gegen ihn wie gegen alle Anderen — wieder und wieder offen gesagt, daß sie ihn nie im Leben lieben könne, ja, daß er sie, das Schlimmste von Allem, langweile — umsonst. Mit einer Zähigkeit, die Alles überwand, indem sie Alles über sich ergehen ließ, harrte er unverdrossen aus, immer noch in der Hoffnung, das starre Herz der Schönen

endlich durch seine Geduld zu rühren und für sich zu gewinnen.

Nicht einmal so liebenswürdig zeigte sie sich gegen ihn, wie selbst gegen den trockenen Desterres und den steifen Benares, ja, sie weigerte sich sogar, von ihm auch nur das geringste Geschenk anzunehmen, denn sie hatte herausgefühlt, daß er nicht über so bedeutende Mittel verfügen konnte. Wieder und wieder abgewiesen, kehrte er aber trotzdem wieder und wieder zurück, und ordentlich rührend war es oft zu sehen, wie er danach geizte, ihr auch nur einmal ein freundliches Lächeln abzugewinnen, und wie selten doch gelang ihm das!

Und heimlich hatte sie trotzdem für ihn gewirkt. Sie wußte nämlich, daß er sich Mühe gab, hier in Lima eine Stellung zu erhalten, und daß ihm dies die ersten vier Wochen nicht geglückt war. Da nahm sie sich seiner an und bewog Benares, der den meisten Einfluß hatte, auch wirklich, sich für ihn zu verwenden. Aber Stierna durfte nichts davon erfahren, und sie sagte Benares auch ganz offen, daß ihr der größte Gefallen damit geschähe, wenn der unglückliche junge Mann endlich einmal eine Beschäftigung bekäme, denn er langweile sie sonst zu Tode, und gegen einen alten Reisegefährten, der immer freundlich und gefällig gegen

sie gewesen sei, möge sie sich doch auch jetzt nicht unfreundlich zeigen.

Von dem Augenblick an interessirte sich Benares selber für ihn, denn dadurch wurde er sicher gestellt, diesen lästigen Besuch Lydia's für die Wochentage wenigstens in ein Comptoir zu bannen. Acht Tage später sah auch wirklich Stierna, ohne daß er eine Ahnung gehabt hätte, wem er es verdankte, sich als Cassirer eines peruanischen Exportgeschäftes angestellt und seine Existenz damit gesichert.

Schmerzlich war es ihm freilich, daß er dadurch auf einen so großen Theil der sonst in Lydia's Gesellschaft verlebten Zeit verzichten mußte, und wie furchtbar wäre es ihm gewesen, hätte er ahnen können, daß er gerade diesem Umstand seine Anstellung verdanke! Aber die Sonntage verblieben ihm doch wenigstens und auch dann und wann ein Feiertag, und die versäumte er deshalb nie. Nur die Frühstunden Sonntags und auch einiger Wochentage benutzte er jetzt, Reitstunden zu nehmen — Alles ritt in Peru, und daß er neulich sich der kleinen Gesellschaft nicht hatte anschließen können, ließ ihn mit einem wahren Feuereifer an die Sache gehen.

Es war wieder Sonntag, es hatte eilf Uhr geschlagen und mit dem letzten Schlage der nächsten

Uhr, regelmäßig wie die Zeit selber, klopfte Stierna an Lydia's Thür und hörte mit entzücktem Herzen ihr melodisches Entra! Wußte sie doch schon im Voraus, wer ihr nicht ausbleibender Besuch war.

„Mein liebes Fräulein," sagte der junge Mann, „Sie glauben gar nicht, wie furchtbar lang mir diese entsetzliche Woche geworden ist und mit welcher Sehnsucht ich diese Stunde erwartet habe."

„Und warum nicht, Señor?" lachte Lydia. „Sie haben mir das schon so oft gesagt und wiederholt, bis ich endlich die Gewißheit davon bekommen."

„Und freut es Sie nicht selber ein ganz klein wenig, mich nach einem Zeitraum von vollen acht Tagen wieder zu sehen?"

„Allerdings," lächelte Lydia, „weil ich weiß, daß dann wieder acht volle Tage dazwischen liegen, ehe es Ihnen Ihre Zeit erlaubt, mich aufzusuchen."

„Sie sind mehr als grausam," seufzte Stierna, der heute gerade mit dem festen Entschluß hieher gekommen war, seine Werbung ernstlich zu betreiben und endlich einmal Gewißheit zu bekommen. Er hielt Lydia's abstoßendes Wesen immer noch für Coquetterie, mit der sie nur ihr Spiel mit ihm treibe, und einem offenen Antrag doch vielleicht

ein „Ja" erwidern würde. Er wollte es wenigstens versuchen, denn er liebte das Mädchen wirklich mit voller, kaum geahnter Leidenschaft, oder war, besser gesagt, mit voller Leidenschaft in sie verliebt und glaubte, daß er besonders diese Ungewißheit, diese ewigen Zweifel nicht länger ertragen könne, wenn er nicht darüber zu Grunde gehen sollte. — „Sie sind mehr als grausam," wiederholte er, „und ich fürchte fast, Sie quälen mich absichtlich. Aber was Sie da eben gesagt, muß die Sache auch zu einem Abschluß bringen, denn wäre es wirklich so, freuten Sie sich nur auf die Zeit, die ich in Sehnen und Hoffen verbringe und nicht im Stande bin, zu Ihnen zu eilen — wäre es Ihnen wirklich, wie Ihre Worte andeuten, eine weit größere Freude, mich gehen wie kommen zu sehen, dann will ich Ihnen auch nicht länger zur Last fallen — ich bin das Ihnen, ich bin das mir selber schuldig."

„Sollte die Vernunft denn wirklich noch bei Ihnen zum Durchbruch kommen?" lächelte Lydia und sah ungläubig und zweifelhaft in das Gesicht ihres Anbeters.

„O, spotten Sie nur jetzt nicht," bat dieser, „Sie wissen nicht, wie viel für mich an diesem

Augenblick hängt, vielleicht ein ganzes Menschenleben!"

„Wir gerathen wieder auf den alten Punkt," sagte Lydia.

„Aber zum letzten Mal," erwiderte der junge Mann, dessen Antlitz jeder Blutstropfen verlassen hatte; „möge Ihnen das wenigstens zum Trost gereichen. Lydia, ich liebe Sie mit voller Seele, mit einer wilden, fast verzehrenden Leidenschaft — hören Sie mich aus," bat er, als sie ihn lächelnd unterbrechen wollte — „ich werbe auch nicht um Sie wie ein Thor, der nicht weiß was er thut — ich bin wohlhabend! Wenn auch hier in dem fremdem Land auf eine Stellung bei fremden Leuten angewiesen, ist es nicht so daheim, wo meine Eltern ein großes und reiches Besitzthum haben — ich bin ihr einziger Sohn! Ich kann Ihnen ein sorgenfreies, ruhiges Leben bieten! Willigen Sie ein, Lydia, und machen Sie mich zum glücklichsten Menschen unter der Sonne, aber spotten Sie meiner nicht länger — ich verdiene es nicht!"

„Gut, Señor," sagte Lydia, um deren Lippen anfänglich immer noch ein Lächeln gespielt hatte, indem sie ihm freundlich, aber doch ernst in's Auge sah, „ich könnte Ihnen wieder in der alten Weise antworten, daß Sie mir zwei Dinge bieten,

die ich beide nicht gebrauchen kann, nämlich ein sorgenfreies und besonders ein ruhiges Leben; aber ich will es nicht thun und Ihnen so kurz und einfach die Erwiderung geben, wie Ihre Frage gestellt war: Wir passen nicht zu einander — bitte, jetzt lassen Sie mich ausreden, denn ich habe Ihnen vorher das Gleiche bewilligt. Ich wiederhole Ihnen noch einmal: wir passen nicht zu einander, denn zu einer Ehe gehört gegenseitige Liebe, und das ist eine Neigung, die ich nicht für Sie fühle. Jetzt haben Sie meine volle, aufrichtige Erwiderung."

„Lydia...."

„Sie haben mich aufgefordert, ehrlich und unumwunden Ihnen zu antworten. Das habe ich jetzt gethan, und nicht zum ersten Mal, denn oft und oft schon sagte ich Ihnen das Nämliche, aber Sie wollten nicht hören. Von jetzt an hoffe ich mit Bestimmtheit, daß Sie diesen Gegenstand nie wieder zwischen uns berühren werden."

„Und haben Sie recht gehandelt, Lydia?" rief der junge Mann, dem seine innere Bewegung fast die Stimme versagte. „Haben Sie ehrlich gehandelt, daß Sie, mit diesen Gefühlen gegen mich, mir doch Hoffnungen machten, die Sie nie erfüllen wollten?"

„Ich Ihnen Hoffnungen gemacht?" sagte Lydia kalt — „durch was?"

„Mußte ich nicht glauben," fuhr Stierna leidenschaftlich fort, „daß Sie mir gut seien, als Sie mir die Locke gaben, die ich seit der Zeit als ein theures Unterpfand dieser Hoffnung auf meinem Herzen getragen? Konnte ich es anders deuten?"

Ein leises, bitteres Lächeln spielte um ihre Lippen, als sie antwortete:

„So seid Ihr Männer; den Mund selber von faden Schmeicheleien, von Uebertreibungen und Lügen überfließend, aber sich an keines der gesprochenen Worte gebunden haltend; was Ihr aber aus dem Mädchen, dem Ihr gerade Eure Ueberschwänglichkeit vorplaudert, heraus bekommt, das soll sie binden für ihre ganze Lebenszeit!"

„Und beweise ich Ihnen nicht jetzt, Lydia, daß ich es ehrlich gemeint habe von Anfang an?"

„Nein," sagte das junge Mädchen streng, „nur die Unmöglichkeit des Besitzes war es, die Sie nach und nach zu dieser Leidenschaft trieb, von der Sie sich jetzt selber einbilden, daß sie Ihr ganzes Herz erfüllt; Eitelkeit war es, die durchsetzen wollte, was sie einmal begonnen, und in kindischem Trotz eine Locke von dem Haupt der angeblich Geliebten

begehrte oder damit drohte, sich eine Kugel durch die Stirn zu schießen....“

„Lydia, Sie sind grausam,“ sagte Stierna.

„Und doch erlangten Sie nur durch eben diese Drohung, was sie begehrten,“ fuhr das junge Mädchen mit einem eigenen, spöttischen Lächeln fort. „Der einfachen Bitte hätte ich vielleicht eine wirkliche und mögliche Leidenschaft zum Grund legen können; daß Sie mich aber für kindisch genug hielten, zu glauben, Sie hätten den Muth, eine solche Drohung auszuführen, das verdiente Strafe — und Sie bekamen die Locke....“

„Und nennen Sie das eine Strafe, wo es der einzige glückliche Moment meines Lebens war?“

„Und selbst in dieser ernsten Stunde noch Ihre Uebertreibungen,“ sagte Lydia kalt; „Sie haben Ihre Strafe mit Recht erlitten, denn schon die Unverschämtheit der Forderung verdiente sie. Haben Sie jenes Haar wirklich noch aufbewahrt?“

„Wie meinen Augapfel,“ rief Stierna, indem er nach dem Medaillon griff. „Es ist nicht von meinem Herzen gekommen — aber, ich verstehe Sie nicht!“

„Ich werde deutlicher sein,“ spottete Lydia. „Und waren Sie wirklich eitel genug, zu glauben,

eine anständige Dame würde dem ersten besten jungen Fant, der sie darum ersucht und es für gut befindet, sie mit seinen faden, nichtssagenden Schmeicheleien zu überschütten, eine Locke ihres eigenen Haares geben, daß er damit nachher prahlen und über sie triumphiren könnte?"

Stierna war feuerroth geworden. Ein eigener Gedanke, ein Verdacht schoß ihm durch den Sinn. Wenn nun die junge Französin — aber es war doch nicht möglich! —

„Sie haben doch nicht" — stammelte er verwirrt.

„Ich habe," lächelte Fräulein Valière, „und wenn Sie Ihres Sieges nicht so gewiß gewesen wären, hätten Sie lange sehen müssen, daß mein Haar dunkelbraun, jene Locke, die Sie die langen Wochen auf dem Herzen getragen, aber rabenschwarz ist. Wünschen Sie vielleicht beide zu vergleichen?"

„Mein Fräulein," sagte Stierna, von seinem Stuhl aufspringend, „das ist zu viel! Womit habe ich das verdient?"

„Fassen Sie in Ihr eigenes Herz," erwiderte Lydia kalt, „das wird Ihnen die rechte Antwort darauf geben. Ich hoffe aber doch, daß ich jetzt deutlich genug gewesen bin."

„Allerdings," sagte Stierna zwischen den zusammengebissenen Zähnen durch, „das war nicht gut anders zu deuten. So werde ich denn den Herren Desterres, Benares, oder wie die Señores alle heißen, das Feld räumen!" rief der gereizte junge Mann, indem er seinen Hut aufgriff.

„Auch da sind Sie im Irrthum," sagte Lydia; „man kann etwas nicht räumen, was man nicht besessen hat. Aber nicht so wollen wir scheiden, Stierna," fuhr sie plötzlich mit verändertem Ton fort. „Die Lehre mag eine strenge, aber lassen Sie es immer eine Lehre gewesen sein. Mit einfachen, herzlichen Worten, nicht mit faden, nichtssagenden Schmeicheleien gewinnt man ein Herz, das wirklich des Gewinnens werth ist. Sie haben mich nie geliebt, sonst würden Sie mich mehr geachtet haben."

Stierna wollte noch etwas erwidern, aber er vermochte es nicht; er fühlte sich von dem ganzen Wesen dieses wunderlichen Mädchens so beschämt, so gedemüthigt, daß er sich nur gegen sie verbeugen konnte und seinem Gott dankte, als er die Thür endlich zwischen sich und ihr wußte.

Lydia indessen, von dem Gespräch erregt, ging mit erhitzten Wangen in dem kleinen Gemach auf und ab, und doch schien sie weniger an den eben

gehabten Besuch zu denken, als einen andern zu erwarten, denn wieder und wieder flog ihr Blick nach der auf dem Sims stehenden Uhr, die schon zehn Minuten über halb Zwölf zeigte, als endlich Schritte auf dem Gange laut wurden und gleich darauf eine feste Hand an die Thür pochte. Sie selber öffnete dieselbe, und ihre Hand Don Rafael entgegenstreckend, sagte sie freundlich:

„Das ist sehr liebenswürdig, Señor, daß Sie meiner Einladung Folge geleistet haben. Seien Sie willkommen!"

„Es wäre sehr unliebenswürdig gewesen, wenn ich es nicht gethan hätte," sagte der Eintretende, „und wie gern ich ihr folgte, brauche ich Ihnen wohl nicht zu sagen."

„Ich will Ihnen glauben," lächelte Lydia auf ihre bezaubernde Weise, und rechne es Ihnen noch höher an, weil ich weiß, daß Sie mir damit ein Opfer bringen."

„Ein Opfer?" sagte Rafael erstaunt.

„Bst!" unterbrach ihn Lydia und hob die Hand gegen ihn auf — „ich verlange nicht, ungebeten in Ihre Geheimnisse einzudringen. Mir genügt auch, daß Sie da sind. Uebrigens, mein verehrter Herr, ließ ich Sie nicht meinet-, sondern Ihretwegen zu mir bitten, denn ich habe Ihnen eine

Mittheilung zu machen, die Ihnen wahrscheinlich angenehm sein wird."

„Und wenn ich Ihnen nun sagte, wie glücklich ich mich schon dadurch fühle, daß Sie überhaupt nur meiner gedacht haben!"

Lydia hob bittend die Hände gegen ihn auf.

„Thun Sie es nicht," bat sie flehend, „seien Sie wenigstens wahr und einfach gegen mich, daß ich einen einzigen Menschen habe, mit dem ich wie mit einem Menschen reden kann!"

„Sie haben Recht, Lydia," sagte Rafael freundlich; „sein Sie mir nicht böse darüber, daß ich dem einen alltäglichen Ausdruck gab, was man wohl empfinden kann, aber nicht sagen darf, denn es klänge sonst wie fade Schmeichelei, und wahrlich, die liegt meinem Herzen fern! Aber da fällt mir bei, daß ich eben, nicht weit von hier, auf der Straße unseren Schweden traf, der wahrscheinlich noch immer meine Locke auf dem Herzen trägt und vielleicht gar bei Ihnen war! Er kam mir übrigens merkwürdig verstört vor, und sah mich nicht einmal, obgleich er dicht an mir vorüberging."

„Er wird nicht wiederkommen," sagte Lydia ruhig, „denn ich war es müde geworden, ewig von.... Doch, was kümmert uns der langweilige

Mensch! Sind Sie denn gar nicht neugierig, das zu hören, was ich Ihnen zu sagen habe?"

„Sie können doch nicht verlangen, daß mir gleich in der ersten Minute die Zeit bei Ihnen lang wird!"

„Nun, das war wenigstens ehrlich und nicht geschmeichelt," lachte Lydia, „und zur Belohnung sollen Sie auch gleich die Neuigkeit erfahren. Der Präsident sagt Ihnen durch mich auf morgen früh halb Zwölf eine Audienz in seinem Palais zu."

„Der Präsident — mir?" rief Rafael überrascht aus. „Das ist jedenfalls ein Irrthum, mein Fräulein, denn der Präsident hat aller Wahrscheinlichkeit nach nicht einmal eine Ahnung, daß ich überhaupt existire!"

„Demnach muß er doch eine sehr starke Ahnung davon haben," lächelte das junge Mädchen, „denn die Einladung kommt für Señor Rafael Aguila direct aus seinem Munde."

„Dann dank' ich es auch niemand Anderem, wie Ihnen," rief Rafael rasch, „und Sie haben ein gutes Werk damit gestiftet, ohne es zu wollen!"

„Ohne es zu wollen, Señor?" rief Lydia. „Beim Himmel, Sie werden mir jetzt beinahe zu grob, und ich sehe mich bald genöthigt, Sie zu

bitten, ein klein wenig mehr artig zu sein! Ich habe Ihnen die Zusammenkunft in der ganz besondern und wohlüberdachten Absicht — also nicht ohne es zu wollen — ausgewirkt, daß Sie dem Präsidenten Ihre eigene Klage vorlegen und von ihm Ihr Recht verlangen können! Beharren Sie jetzt noch auf Ihrer Meinung?"

„Ich beharre darauf," sagte Rafael, „daß Sie, ohne Schmeichelei, das liebenswürdigste Wesen unter der Sonne sind!"

„Das ist jetzt schon wieder viel mehr, wie ich verlangt habe," sagte Lydia. „Ich wollte auch nur, daß Ihnen Recht würde."

„Auch dafür nehmen Sie meinen herzlichsten Dank, Señorita," sagte Rafael, ihre Hand ergreifend, „aber sein Sie versichert, daß mir das trotzdem wenig helfen würde. Doch in einer andern Angelegenheit habe ich mir wieder, und zwar wieder vergebens, die größte Mühe gegeben, den Präsidenten zu sprechen, und das haben Sie mir jetzt durch Ihr gütiges Fürwort möglich gemacht."

„Und das war?"

„Die unglückseligen Indianer, von denen Sie wahrscheinlich auf Señor Desterres' Hacienda einige gesehen haben, sind aus ihrer Heimath auf niederträchtige Art gestohlen und hieher zum Ver-

kauf gebracht worden, und ich bin fest überzeugt, daß es ohne Wissen des Präsidenten geschehen ist. Mit den Einzelnheiten dieser Schurkerei wollte ich ihn bekannt machen."

„Und dadurch schaden Sie Ihrer eigenen Angelegenheit ..."

„Möchten Sie mich darum tadeln?"

„Nein," sagte das junge Mädchen, ihm die Hand entgegenstreckend, „ich wahrlich nicht, und Gott gebe, daß Sie den armen Menschen nützen! Ich will dann auch glauben, daß mein Besuch in Peru nicht ganz umsonst war, und wenigstens etwas Gutes gewirkt hat. Aber vergessen Sie sich nicht selber zu sehr in der fremden Sache; vielleicht läßt sich doch Beides vereinigen."

„Schwerlich," lächelte Rafael, „denn Seine Excellenz wird den Kopf voll genug haben, wenn ich ihn ersuche, seine Hand in das Wespennest zu stecken. Sie wissen nicht, was das heißt, Señorita, hier in Peru einen Betrug aufzudecken. Es ist etwa gerade so, als ob man an der unteren Etage eines Kartenhauses etwas repariren wollte. Wenn man nicht außerordentlich vorsichtig dabei zu Werk geht, fällt die ganze Geschichte über den Haufen."

„Und mein Freund Desterres steckt auch mit darunter?"

„Ich weiß es nicht einmal; vielleicht benutzt er blos das einmal Geschehene. Jedenfalls sind seine Freunde dabei betheiligt, denn das hängt hier Alles unter einander zusammen und muß sich gegenseitig stützen. Allein könnte sich Keiner auf seinen Füßen halten."

Lydia horchte nach dem benachbarten Zimmer hinüber; es wurde dort ein Geräusch laut, als ob Jemand an einen Tisch stieße.

„Es ist Jemand dort," sagte Rafael, der dadurch aufmerksam geworden war; „doch wohl Ihr Mädchen?"

„Es könnte eigentlich Niemand weiter sein," sagte Lydia, von ihrem Stuhl aufstehend; „aber sie ist erst kurz vor elf Uhr in die Kirche gegangen, und kann noch nicht zurück sein. Das kleine Zimmer stößt an den Garten, vielleicht daß Adele ..."

Sie hatte indessen, von Rafael gefolgt, die Thür erreicht und geöffnet, fand aber dort nicht etwa das vermuthete Mädchen, sondern einen Mulatten, der, mit einem Korb am Arm, mitten in der Stube stand und sich verlegen umsah.

Lydia trat erschrocken zurück; Rafael aber,

auf den Burschen zugehend, sagte, indem er ihn von oben bis unten betrachtete:

„Hallo, Señor, was machen Sie hier in dem Zimmer? Wissen Sie nicht, was Sitte ist, ehe man ein Haus in Lima betritt?"

„Bitte tausendmal um Entschuldigung, Señor," sagte der Braune in seinem groben Dialekt; „ich bringe Butter und Eier für Señor Deringcourt, und bin hier fremd im Hause. Sonst kommt meine Schwester immer, aber die ist krank, und es sind so viele Thüren, daß man sich gar nicht zurecht finden kann. Ich habe wohl eine halbe Stunde lang Ave Maria gesagt, aber es wollte mir Niemand antworten."

„Das ist der nämliche Bursche," sagte Lydia auf Französisch zu Rafael, „der vor ein paar Tagen mit genau derselben Entschuldigung vorn bei mir im Zimmer war und dort schon eine ganze Weile herumgestöbert hatte, ehe ich ihn bemerkte."

„Zeig' einmal Deinen Korb, Amigo," sagte Rafael, indem er, mit dem Burschen nicht die geringsten Umstände machend, auf ihn zuging und den Korb öffnete. Der Verdacht des Diebstahls schien aber unbegründet, oder er hatte vielleicht auch noch keine Zeit bekommen, irgend etwas des Mitnehmens Werthes zu beseitigen. In dem Korb

befand sich wenigstens nur das, was er angegeben: Butter und Eier, und Rafael, selber in Verlegenheit, dem Mulatten anzugeben, wo er auf dem nächsten Weg die Küche erreichen könne, wandte sich deshalb an die junge Dame.

„Dann müssen wir ihn durch mein Zimmer führen," sagte diese, „denn sonst geräth er hier hinunter, vielleicht wieder in leere Zimmer, da wahrscheinlich Alles in der Kirche ist. „Hieher, Muchacho," redete sie den Mulatten an, „komm' hier durch und gehe diesen Gang hinunter; gerade die quer vorliegende Thür ist die Küche. Daß ich Dich aber nun nicht zum dritten Male auf dieser Seite des Hauses erwische, sonst nehm' ich an, daß Du Dein Gedächtniß nicht zu Hülfe rufen willst; verstanden?"

„Muchas gracias, Señorita," sagte der Bursche mit einem Kratzfuß, indem er einen scheuen Blick nach Rafael warf, „werd' es mir diesmal merken. Morgen kann auch wohl meine Schwester wieder kommen. Scipio findet sich nicht in den Häusern zurecht, sieht immer eins aus wie das andere, und ist ganz verschieden," und mit einer andern tiefen Verbeugung drehte er sich zur Thür hinaus und hinkte, anscheinend lahm, den Gang hinab, der nach der Küche hinüberführte.

„Nehmen Sie sich vor diesen Schwarzen in Acht," sagte Rafael, als er die Thür wieder geschlossen hatte; „so zuverlässig sie sonst waren, als man sie noch als Sclaven hielt, und so selten ein Diebstahl stattfand, bei dem sie sich betheiligt hätten, so viel anders ist das jetzt, da sie frei und unabhängig geworden sind. Alle, die ich darüber gesprochen, bestätigen es, daß es kein frecheres, unverschämteres und dabei abgefeimteres Volk gäbe, wie diese farbige Race, und von zehn in der Nachbarschaft verübten Mordthaten soll man ihnen mit gutem Gewissen acht zur Last legen können."

„Also sind Sie gegen die Emancipation der Schwarzen?"

„Das nicht, aber gegen eine so plötzliche, unvorbereitete Freilassung allerdings. Wir haben den Beweis hier, nicht allein in Peru, sondern in fast allen Republiken Südamerika's, daß die freigegebenen Neger das große Geschenk ihrer Menschenwürde keineswegs erkannten, sondern in wildem Uebermuth schon in der ersten Zeit die Hand gegen die hoben, denen sie mit thränenden Augen hätten danken sollen. Sie wollen dabei nicht arbeiten, weil sie früher nur sahen, daß Sclaven arbeiteten, und sie sind jetzt freie Menschen — aber sie wollen doch leben, und die Folge ist, daß

sie nur zu häufig zu Verbrechen ihre Zuflucht nehmen. Unglücklicher Weise ist nun auch noch in Peru, aus einer ganz falschen Humanität, die Todesstrafe abgeschafft, und da die Gefängnisse so schlecht zu sein scheinen, daß sie die Verbrecher gar nicht halten können, so läßt sich denken, wie diese nicht einmal mehr durch Furcht zurückgehalten werden, Alles zu verüben, was ihnen nützlich erscheint. Aber, mein liebes Fräulein," unterbrach er sich selber, „ich habe Ihre kostbare Zeit schon so lange in Anspruch genommen, und höre da schon wieder einen neuen Besuch im Vorzimmer."

„Das ist mein artiger Director," lächelte Lydia, die auf das Geräusch nahender Schritte ebenfalls gehorcht hatte; „ich kenne ihn am Tritt ..."

„Und darf ich Ihnen Bericht abstatten, welchen Erfolg ich bei Seiner Excellenz gehabt?"

„Sie würden mir eine große Freude damit machen!"

„Also auf Wiedersehen, und nochmals vorher meinen herzlichsten, herzlichsten Dank für den Dienst, welchen Sie mir geleistet haben! Wollte Gott, daß ich je im Stande wäre, das nur in etwas wieder gut zu machen! Sie sollten sehen, mit welcher Freude ich es thun würde!"

„Ich glaube es Ihnen," sagte Lydia herzlich, und Rafael hob ihre Hand an seine Lippen und verließ das Zimmer, auf dessen Schwelle in diesem Augenblick allerdings Monsieur Montfort erschien.

5.

Die Audienz.

Rafael verließ Lydia in einer ganz eigenen Stimmung, und zwar der Audienz wegen, die ihm das wunderliche Mädchen, trotz aller Minister und Intriguen, beim Präsidenten ausgewirkt hatte.

Wie sonderbar sich die Verhältnisse in seinem Vaterland gestaltet hatten, seit er es verlassen, daß nicht einmal ein Sohn des Landes bei dem vom Volk gewählten Oberhaupt ohne die Hilfe einer ausländischen Schauspielerin Zutritt erhalten konnte. Und was für Leute umgaben dabei den Präsidenten — was erzählte man sich Alles offen und frei in der Stadt über diese ersten Stützen des Staates, die dem Volk eigentlich mit einem edlen Beispiel hätten voranleuchten sollen! Und durfte er, wie er es so oft gethan, diesen unab=

weislichen Thatsachen gegenüber, die europäischen Verhältnisse noch schmähen?

Und doch, wie wäre es möglich gewesen, das zu ändern? Wie konnte er sich, nachdem er seine Landsleute erst wieder kennen gelernt und sie in ihrem Leben und Treiben beobachtet hatte, eine wirkliche Republik mit ihnen denken? Waren diese Leute fähig, sich selber zu regieren? Wären sie im Stande gewesen, mit eigener Entsagung ein Volk glücklich zu machen? Nie, nie im Leben, denn Neid und Mißgunst, Eifersucht und Haß würden jedes solche Staatsgebäude von vorn herein dem Untergang geweiht haben! Nein, es gehörte eine starke, rücksichtslose Hand dazu, die dieses Staatsschiff durch die Wellen führte, rücksichtslos, wo es das Wohl des eigenen Landes, der eigenen Unterthanen galt; aber nicht einen solchen Damm durfte sie dann auch um sich dulden, der das Ohr des Herrschers seinem Volk verschlossen hielt.

Und wenn der Präsident ein wirklich souveräner Fürst des Landes war, mit seinem Volk hätte er verkehren, hätte ihm Vertrauen zeigen müssen, dann durfte er auch hoffen, daß das Volk zu ihm Vertrauen hatte; hier aber, wo die Minister jedes freie Wort ihm fern hielten, wo sie selber oder durch ihre Kreaturen ihn ängstlich überwachten,

daß er nur das hörte, was sie in ihrer Stellung nicht gefährden konnte, und Alles fern gehalten wurde, was ihm die wirkliche Stimmung des Landes hätte künden und verrathen können, da war kein Segen zu hoffen, und wie er dadurch den Eid gebrochen hatte, den er der Verfassung geschworen, brach er auch mit seinem Volk und wurde ihm fremd und gleichgültig, ja, es vererbte endlich, oft ungerechter Weise, den Haß, der eigentlich nur den Ministern galt, auch auf das Oberhaupt selber — traurige Folge eines solchen Mißgriffs!

Castilla fühlte das manchmal selber und suchte es von sich abzuschütteln, und that er dann Blicke hinter den Schleier, den ihm die Minister vorgehalten hatten, so explodirte ein Donnerwetter über ihren Häuptern — aber es explodirte eben. Er hielt die Minister wenigstens für, seiner Person treu ergeben, weil ihr eigenes Interesse nur an ihn gebannt war, und in so fern hatte er Recht; aber er bedachte nicht, daß sie jeden Andern an seiner Stelle mit eben so vielen Verbeugungen begrüßen würden, wenn sie nur eben ihre Stellung und ihre Einkünfte gesichert wußten.

Rafael war über diese Gedanken recht traurig geworden, und doch erfüllte auch wieder eine Hoff-

nung sein Herz: die nämlich, daß der Präsident vielleicht nur das freie offene Wort eines einzigen unabhängigen Mannes zu hören brauche, um die Banden zu fühlen, die man um ihn geschlagen, und daß er sie dann abschütteln würde, durfte man seinem sonst so festen, energischen Charakter schon zutrauen. Es galt hier besonders, erst einmal eine Bresche in das ministerielle Bollwerk zu schießen. War erst einmal ein Glied in der Kette gesprengt, dann konnte sie schon nicht mehr zusammenhalten, und vielleicht brach dann eine neue, glückliche Zeit über Peru herein.

Der nächste Morgen kam und mit ihm die zur Audienz bestimmte Stunde: halb Zwölf. Zu genaue Einhaltung dieser Zeit war nun allerdings nicht nöthig, da der Zug erst um halb Zwölf von Chorillos eintraf und dann noch immer einige Minuten vergingen, ehe der Präsident selbst für seine Minister zu sprechen war. Don Rafael hatte sich aber vorgenommen, pünktlich zu sein, und als er zur bestimmten Stunde das Wartezimmer betrat, fand er schon Señor Morales vor, der hier auf und ab ging, und eben nicht angenehm überrascht schien, ihn hier zu sehen.

Nichtsdestoweniger begrüßte er ihn auf das Zuvorkommendste, schüttelte ihm die Hand und

versicherte ihm, er freue sich herzlich, ihn wieder zu sehen, und wünschte nichts so sehr, als einmal ungestört ein Stündchen mit ihm plaudern zu können, um zu hören, wie es da draußen in der fremden Welt und den fremden Welttheilen, die er ja besucht, zugehe. —

Und wegen was war er eigentlich jetzt hieher gekommen, um den Präsidenten zu sprechen? Señor Morales hätte das gar zu gern heraus bekommen und ging auf das geschickteste eine ganze Weile um die Frage herum. Rafael dagegen wußte ihn eben so geschickt nicht zu verstehen, und es blieb dem Minister zuletzt nichts Anderes übrig, als ihn eben direct darum zu fragen — aber selbst das half ihm nichts. Der junge Mann gab ihm nur ausweichende Antworten. Der Präsident hatte ihm erlaubt, ihm ebenfalls einige Auskunft über fremde Verhältnisse zu geben, wie ja Señor Morales gerade so den Wunsch geäußert — Neugierde vielleicht — vielleicht Wißbegierde, und er konnte ihm allerdings einige sehr interessante Mittheilungen machen.

Morales bekam nichts weiter heraus, und da indessen der Präsident auch eingetroffen war — sie hatten seinen Wagen schon vor einer Weile vor der Thür halten hören —, so wurde die

Unterhaltung dadurch gewaltsam abgebrochen. So wie auch nur einer der galonirten Diener die Saalthür öffnete, verbeugte sich der Minister gegen den jungen Mann und nahm als selbstverständlich den Vortritt für sich in Anspruch, und Rafael konnte indessen die Freuden des Antichambrirens nach Herzenslust durchkosten.

Eine Weile trug er das auch geduldig und schritt mit verschränkten Armen in dem großen Gemach auf und ab. Es liegt aber für jeden wirklichen Mann etwas Entwürdigendes darin, in dem Vorzimmer irgend eines Menschen der Welt, wer er auch sei, zurückgehalten zu werden, um zu erwarten, bis es jenem gefalle, ihn zu sprechen, und gehört ein ganz besonderes Blut dazu. Wer etwas von einem Andern erbitten will, mag dieses Warten denn auch schon gewissermaßen als einen Theil seiner Strafe hinnehmen daß er nicht selbstständig auf eigenen Füßen stehen kann. Wer aber, unabhängig in der Welt, von Anderen nichts zu verlangen braucht, und sich diesem Mißbrauch dennoch fügt, der verdient es eben nicht besser und darf sich deshalb auch nicht beklagen.

Rafael war auch drei- oder viermal nahe daran, seinen Hut zu nehmen und den Palast

wieder zu verlassen, und hätte es nur seine eigene Angelegenheit betroffen, rasch genug würde er diesen Entschluß ausgeführt haben; aber er dachte dann immer wieder an die armen, unglücklichen Insulaner, deren einzige Hoffnung jetzt auf ihm beruhe, und das bannte ihn auf den, seiner sonst wahrlich unwürdigen Platz.

Indessen hatte Señor Morales heute einen sehr langen Vortrag bei Sr. Excellenz, und der Präsident um zwölf Uhr schon wieder seinen Wagen befohlen, um den Casernenbau zu inspiciren und dort noch einige Anordnungen zu treffen. Es war zehn Minuten vor Zwölf, als der Minister endlich entlassen wurde und Se. Excellenz noch vorher an die versprochene Inspicirung erinnerte.

„Es sind auch noch einige Personen im Vorzimmer,“ sagte Señor Morales dabei, „aber Excellenz werden heute kaum Zeit behalten. Sie gestatten mir wohl, sie auf ein anderes Mal her zu bestellen?“

„Ja wohl, ja wohl,“ sagte Castilla, mit einer Menge anderer Dinge im Kopf, rasch; „heute bin ich überhaupt nicht aufgelegt. Bitte, schicken Sie sie fort!“ Und sich an den Tisch setzend, überflog er noch einmal die verschiedenen Papiere, die ihm sein Minister vorgelegt hatte, und Morales, innig

vergnügt über die gelungene List, dem Señor Aguila, der ihm nicht hatte sagen wollen, was ihn zu dem Präsidenten führte, den Weg dorthin abzuschneiden, betrat das Vorzimmer wieder, ging auf diesen zu und sagte mit tiefem, höflichem Bedauern im Tone:

„Señor Aguila, es thut mir wirklich in der Seele leid, daß Sie heute haben umsonst so lange warten müssen. Excellenz hatten aber so dringende Arbeiten, die sich wegen des nach Arica gehenden Dampfers nicht aufschieben ließen, und da er auch in diesem Augenblick wieder ausfahren muß, um etwas zu inspiciren, so läßt Sie der Herr recht freundlich ersuchen, an einem andern Tag, den er Ihnen vorher noch näher bestimmen wird, Ihren Besuch zu wiederholen. — Juan," wandte er sich dann an den aufwartenden Lakaien, „es wird heute Morgen weiter Niemand vorgelassen — strenge Ordre Seiner Excellenz!"

„Zu Befehl, Señor!"

„Sie werden mit mir doch eine Ausnahme machen müssen, Señor," sagte Don Rafael, der die Absicht des Herrn durchschaute und nur mit Mühe seinen aufkochenden Zorn zurückhielt; „ich bin besonders von Seiner Excellenz hieher bestellt worden, und muß den Präsidenten sprechen!"

„Ich bedaure wirklich, daß es heute nicht möglich sein wird," sagte Morales, der seine volle vornehme Ruhe beibehielt, aber wo möglich noch mehr Höflichkeit in den Ton legte. Ist es doch ein überall geltender Grundsatz der Hofleute, gerade mit Höflichkeit Alles todt zu machen, was sich ihnen in den Weg stellen will, denn sie bieten dadurch dem Unglücklichen, der in ihre Hände fällt, nicht den geringsten Anhalt an sich selbst. — Aguila aber, auch nicht einen Moment gesonnen, sich so abschütteln zu lassen oder einen Fuß breit von dem Terrain zu weichen, das er einmal hielt, gab Morales gar keine Antwort mehr, nahm aus seinem Taschenbuch eine Karte, und sie dem Lakaien hinreichend, sagte er:

„Bringen Sie diese Karte Seiner Excellenz und sagen Sie ihm, daß der, dessen Name darauf steht, hier im Vorzimmer schon seit einer vollen Stunde wartet. Haben Sie mich verstanden?"

„Es geht wirklich nicht, Verehrtester," nahm hier noch einmal Morales mit gewinnender Artigkeit das Wort, da der Lakai zögerte, die Karte anzunehmen. „Sie werden sich dem direct gegebenen Befehl Seiner Excellenz nicht widersetzen wollen. Und was haben Sie für einen Vortheil davon? Angenommen werden Sie doch nicht und

bringen den Herrn nur gegen sich auf, der nichts mehr haßt, als gezwungen zu werden!"

„Wollen Sie meine Karte jetzt hinein tragen?" fragte Rafael, der dieser tückischen Höflichkeit gegenüber kaum seine Ruhe und Besonnenheit bewahren konnte, „oder soll ich es selber thun? Aber dann, Señor Morales, gebe ich Ihnen mein Ehrenwort, daß ich dem Herrn auch gleich von vorn herein erzähle, wie ich Sie vergebens gebeten habe, mich bei ihm zu melden, und daß ich annehmen muß, Sie hätten ein Interesse dabei, eine Zusammenkunft zwischen mir und dem Präsidenten zu verhindern. Möglich ja doch, daß Sie bei dem Kulihandel betheiligt sind!"

Morales biß sich auf die Lippe; der junge Mann sah aber so verzweifelt determinirt aus, daß ihm allerdings zuzutrauen war, er würde den Zutritt forciren, und bei dem sonderbaren Charakter des alten Herrn war nie voraus zu sehen, ob er das gut oder schlecht aufnehmen würde. Durch das einfache Hineintragen der Karte blieb noch immer die Möglichkeit, daß Castilla, mit seinen Papieren beschäftigt und reizbar überhaupt, eine Annahme kurz verweigern würde.

Dem Minister fuhren diese Gedanken blitzesschnell durch den Sinn, und er machte jetzt eine

Bewegung gegen den Lakaien, daß dieser die Karte annehmen und hinein tragen sollte; zugleich warf er ihm aber, von Rafael unbemerkt, einen besondern Blick zu, den der Lakai eigentlich hätte verstehen müssen. Er hieß: Geh' hinein und komme wieder heraus, ich vertrete das Andere! Ob es der Bursche aber nicht verstanden hatte oder nicht hatte verstehen wollen, denn Lakaien haben auch manchmal ihren eigenen Kopf und identificiren sich sehr leicht mit ihren Herren, kurz, das Resultat war ein anderes, als es Señor Morales erhofft hatte.

Der Diener gab die Karte wirklich dem Präsidenten, und Castilla, der erst flüchtig den Namen las, sagte:

„Ich habe ja schon ...." Aber plötzlich unterbrach er sich und rief: „Aguila — alle Wetter, das ist ja der Fremde, für den sich unsere kleine Französin so warm interessirt, und ich habe ihr die Hand darauf geben müssen, ihn anzunehmen — er soll herein kommen — und noch Eins: der Wagen soll erst gegen ein Uhr vorfahren. Es fällt mir eben ein, daß ich dem Finanzminister noch eine Audienz für einen jungen Mann auf halb ein Uhr zugesagt habe. Sobald er kommt,

wird er gemeldet. Señor Aguila soll herein kommen."

Als der Lakai wieder das Vorzimmer betrat und, anstatt den verneinenden Entscheid des Präsidenten zu bringen, die Thür offen hielt und daneben stehen blieb, zum Zeichen, daß Señor Aguila eintreten möchte, verneigte sich dieser, ohne weiter ein Wort zu sagen, leicht und lächelnd gegen den Minister und überließ dem Hofmann, verblüfft und mit der ganzen Scene nichts weniger als zufrieden seinen eigenen Weg zu verfolgen.

Wenige Minuten später betrat Rafael das Gemach, in welchem Castilla, der sich von seinem Stuhle erhoben hatte, stand und ihn erwartete.

„Excellenz, ich muß um Entschuldigung bitten..."

„Lassen Sie alle Vorreden," unterbrach ihn der alte Herr, jedoch nicht unfreundlich; „ich bin heute mit meiner Zeit etwas gedrängt, aber Sie haben eine sehr liebenswürdige Dame zur Fürsprecherin gehabt, und der muß ich mein Versprechen halten. Also kommen Sie zur Sache. Sie waren lange von Peru fort, wie sie mir erzählte, und sind hier während Ihrer Abwesenheit durch einen Kunstgriff an Ihrem Eigenthum geschädigt worden. War es nicht so?"

„Excellenz," sagte Don Rafael, indem er dem

alten Herrn fest in's Auge sah, „wenn mir mehr Zeit verstattet wäre, als Sie, wie es scheint, entbehren können, so würde ich Ihnen auch wohl meine etwas verwickelte Angelegenheit vortragen. Da dieselbe mich aber allein betrifft, so darf ich Sie heute nicht damit belästigen, wo ich Ihnen eine wichtige, die Ehre von ganz Peru betreffende Sache zu enthüllen habe."

„Eine Staatsangelegenheit?" sagte Castilla, eben nicht angenehm überrascht. „Also dahinter hat sich die kleine Wetterhexe auch schon gesteckt? Aber wie kommen Sie dazu, wenn ich fragen darf?"

„Wenn Sie mir erlauben, Excellenz, Ihnen nur auf das einfachste und mit ein paar Worten das Ganze zu erzählen, so finden Sie diese Frage zugleich darin beantwortet."

„Ich bin Ihnen dankbar, wenn Sie es so kurz wie möglich machen — aber setzen wir uns." Und er deutete mit der Hand auf einen Stuhl, auf den sich Rafael vor ihm niederließ.

„Sie wissen, Excellenz," begann der junge Mann, „daß seit kurzer Zeit von hiesigen Geschäften ein Kulihandel mit der Südsee eröffnet ist" — Castilla nickte blos mit dem Kopf; — „aber Sie wissen nicht," fuhr Rafael fort, „auf

welche Art diese „freien Arbeiter" nach Peru geschafft werden."

„Lieber Gott," sagte Castilla, „man hat Contracte mit ihnen abgeschlossen! Sie bekommen eine bestimmte Vergütung für ihre Arbeit und sind nach acht Jahren wieder frei. Ja, ich habe sogar für sie ausgemacht, daß sie nach der Zeit von den Häusern, die sie importirten, wieder in ihre Heimath geschafft werden müssen, wenn sie es verlangen sollten."

„Excellenz sind da falsch berichtet," sagte Rafael ernst. „Die unglücklichen Insulaner wurden ohne Contract auf das Schiff gelockt und mit fortgenommen; dort aber, als sie die Absicht ahnten und sich widersetzen wollten, feuerte man zwischen sie und schoß sie wie Verbrecher nieder."

„Können Sie beweisen, was Sie da sagen?" rief Castilla rasch.

„Ja, Excellenz," sagte der junge Mann ruhig. „Erst später, dicht an der peruanischen Küste, ich glaube gar, erst im Hafen, wurde ihnen der Contract, von dem sie natürlich keine Ahnung hatten, was er enthielt, unter dem lügnerischen Vorgeben zur Unterzeichnung hingelegt, daß man ihre verschiedenen Namen wissen wolle, um sie wieder in die Heimath zu schicken. Nur Wenige, eigentlich

nur einige Frauen, glaubten diesem neuen Betruge und malten irgend ein Zeichen auf das Papier; die übrigen sogenannten Unterschriften wurden von einem nichtsnutzigen Individuum, einem weggelaufenen Matrosen, der sich auf ihrer Insel niedergelassen hatte und, wie es scheint, auch geholfen hat, sie zu überlisten — vielleicht gar von dem Capitän selber ausgefüllt."

„Und woher haben Sie das Alles erfahren?"

„Ich hielt mich, ehe ich nach Peru zurückkehrte, über ein Jahr auf den Gesellschafts-Inseln auf und lernte ihre Sprache. Vor einigen Tagen, als ich einen Freund in den Hacienden besuchte, wo auch mein Besitzthum früher lag, das jetzt von Señor Desterres beansprucht wird...."

„Von Desterres — so....?"

„Traf ich mit einigen dieser Unglücklichen zusammen, die von eben dem Herrn in „Contract" genommen, das heißt mit einfachen Worten: gekauft waren, und diese, die keinen Menschen sonst hier haben, dem sie sich verständlich machen können, klagten mir ihr Leid und baten mich um Hülfe."

„Aber es sind mehrere Schiffe mit Kulis aus der Südsee hier angelaufen; wir wissen nicht, ob Alle so gehandelt haben."

„Wohl schwerlich anders," sagte Rafael, „denn

ich kenne diese einfachen Menschen zu genau. Es mag möglich sein, dann und wann einmal einen Einzelnen zu überreden, sein Glück in einem andern Land zu versuchen, aber in Masse wird man sie nie freiwillig zur Auswanderung bringen, und wo das geschah, können Sie sich auch fest darauf verlassen, daß eine Schurkerei dahinter steckt."

„Und wie hieß das Schiff, mit dem sie gekommen sind?"

„Der Name war nicht von ihnen zu erfahren, Sie haben ihn wohl nie gehört und können ja auch nicht lesen; nach den Tagen aber, die sie jetzt, wie mir der eine Indianer angab, auf festem Land zugebracht haben und die er sich genau gemerkt hat, muß es das zuerst eingelaufene gewesen sein die „Libertad."

„Ich dacht' es mir beinahe," sagte Castilla vor sich hin; „eine ganz verwünschte Geschichte, die wieder schönen Lärm in der Welt machen und einer ganzen Menge von Leuten erwünschte Gelegenheit geben wird, nach Herzenslust über unsere hiesigen Zustände herzufallen. Und sie haben bei Gott Recht! Nur, daß sie mir nachher Alles in die Schuhe schieben, und ich bin gerade der Letzte, der es gewöhnlich erfährt!"

„Ich wußte vorher, daß Eure Excellenz den

Thatbestand nicht gekannt haben konnten, oder Sie würden Ihre Erlaubniß nie zu einem solchen Sclavenhandel gegeben haben."

„Ich danke Ihnen für die gute Meinung," sagte Castilla trocken, „wenn auch eine Grobheit darin liegt. Der Sache muß aber ein Ende gemacht werden. Da hat mir Morales eben wieder eine Vorlage gebracht, nach der die Regierung selber solche Contracte eingehen sollte. Er kann auch unmöglich von der Art und Weise wissen, wie die Leute „freiwillig" geworben sind, oder er würde mich doch wahrhaftig nicht in den schmutzigen Handel hineinbringen wollen. Ich bin Ihnen dankbar, Señor, für die Auskunft, die Sie mir gegeben haben. Von heute ab soll dieser Kulihandel verboten werden; ich will nichts, gar nichts damit zu thun haben, und kein Schiff mit solchen Arbeitern darf mehr an meiner Küste landen!"

„Und die Unglücklichen, die aus ihrer Heimath gestohlen wurden, was wird mit ihnen?" fragte Rafael. „Sie dürfen doch gewiß in Peru Gerechtigkeit verlangen."

„Hm, ja Recht haben Sie," sagte Castilla, der von seinem Stuhl aufgesprungen war und im Zimmer mit raschen Schritten auf und ab ging. „Die armen Teufel — es ist schändlich — aber

weiß der Henker, was sich in der Sache thun läßt! Sie sind doch auch ganz fest davon überzeugt, daß sich die Sache wirklich so verhält?"

„Excellenz können mich als Dolmetscher vereiden lassen und die Leute selber verhören. Ich würde es nicht gewagt haben, Ihnen oder irgend einem andern Menschen eine Unwahrheit zu sagen."

„Ich glaube Ihnen, ich glaube Ihnen; aber wir stören da in ein wahres Wespennest. Wenn ich das nur vorher gewußt hätte; nun aber sind die Contracte mit den verschiedensten unbetheiligten Personen abgeschlossen."

„Die Firma, die auf solche niederträchtige Weise einen Sclavenhandel eröffnete, muß natürlich das erhaltene Geld wieder herauszahlen," sagte Rafael.

„Wer beweist uns aber, daß gerade die Firma, die ich als eine vollkommen achtungswerthe selber kenne, eine Ahnung von dem wirklichen Verhalt des Handels hatte? Ja, es ist weit eher wahrscheinlich, daß der Capitän des Schiffes auf eigene Faust das Verbrechen beging, und das Schiff, die „Libertad," ist erst gestern wieder ausgelaufen. Wenn ich es nur um zwei Tage früher gewußt hätte!"

„Excellenz, ich bat schon vor acht Tagen Señor

Morales dringend, mich bei Eurer Excellenz zu melden, aber vergeblich."

„Und wußte er, um was es sich handelte?" fragte Castilla rasch und sah, stehen bleibend, den jungen Mann an.

„Das allerdings nicht," erwiderte Rafael; „ich glaube aber kaum, daß ihn das vermocht haben würde, meine Bitte zu erfüllen."

„Möglich," nickte Castilla leise vor sich hin, indem er die Unterlippe vorstreckte und die Augenbrauen in die Höhe zog. „Morales ist immer sehr eifrig bemüht, mir Alles Unangenehme fern zu halten — er meint es aber gut."

„Möglich," erwiderte Rafael mit einer ganz gleichen Bewegung wie der Präsident, und dieser sah ihn rasch von der Seite an, während ein leichtes, aber eben so schnell wieder verschwindendes Lächeln um seine Lippen zuckte.

„Ich bin fest überzeugt," sagte er endlich, „daß in diesem Fall der Capitän eigenmächtig gehandelt hat, und stellt sich das heraus, so soll er seiner schweren Strafe nicht entgehen."

„In jedem Fall ist aber der Herr für die Vergehungen seines Dieners verantwortlich," sagte Rafael; „denn die Firma hat den Nutzen eingezogen und muß deshalb auch nach Recht und

Gerechtigkeit dadurch die Strafe zahlen, daß sie diese unglücklichen Insulaner ohne weiteren Zeitverlust ihrer Heimath wiedergiebt."

„Ja, Sie haben gut reden," sagte Castilla ärgerlich, „wer bei derlei Geschichten gewöhnlich die Strafe zahlt, das bin ich selber; und ich habe in diesem Fall nicht die geringste Lust dazu."

In diesem Augenblick öffnete sich die Thür auf deren Schwelle der Lakai wieder erschien und, Señor Perteña meldete.

Dem Präsidenten schien aber die Unterbrechung erwünscht.

„Soll eintreten!" rief er rasch, und sich dann an Rafael wendend, sagte er freundlich: „Nehmen Sie nochmals meinen aufrichtigen Dank für die Mühe, die Sie sich in dieser Sache gegeben haben, und seien Sie versichert, daß ich sehen will, was sich darin thun läßt. Auch von Ihrer Angelegenheit möchte ich unterrichtet sein, denn ich fühle recht gut, daß Sie sich besonders dadurch ehrenvoll benommen haben, eine Ihren eigenen Interessen doch fern liegende Sache der Ihrigen vorgeschoben zu haben — bitte, keine Einwendungen. Ich werde auch die Sache untersuchen und Sie zu dem Zweck wahrscheinlich in den nächsten Tagen

wieder herbeiziehen lassen. Wo sind Sie zu finden?"

„Excellenz, meine Adresse steht auf der Karte, die ich mir vorhin die Freiheit nahm, Ihnen herein zu schicken."

„Gut — ah, Señor Perteña, ich freue mich, Sie zu sehen," wandte sich der Präsident in diesem Augenblick zu dem eintretenden jungen Mann: „Sie sind mir durch Benares warm empfohlen worden."

Perteña verbeugte sich tief vor dem Präsidenten, und als er sich wieder erhob, fiel sein Blick auf Aguila. War ihm das Blut durch die Verbeugung in den Kopf gestiegen, aber sein Antlitz röthete sich lebhaft.

Auch Don Rafael heftete seinen Blick erstaunt, ja überrascht auf ihn, und Castilla, dem mit seiner scharfen Beobachtungsgabe dieses Erkennen der beiden Herren nicht entgangen war, sagte:

„Die Herren scheinen sich nicht fremd zu sein."

„Allerdings nicht," erwiderte Aguila, indem ein eigenes Lächeln um seine Lippen spielte; „wir sind uns schon einmal begegnet."

„Ja, und auf höchst eigenthümliche Weise," lachte Perteña, der sich, welchen Grund auch seine frühere Bewegung gehabt haben mochte, rasch

wieder gesammelt hatte. „Wenn ich mich wenigstens nicht irre, so ist es der nämliche Señor, der mich, als ich ihn sehr artig auf der Straße um Feuer für meine Cigarre bat, aller Wahrscheinlichkeit nach für einen Straßenräuber hielt, denn er steckte seine Cigarre in ein schon bereit gehaltenes Pistol und zwang mich, mit daran gespanntem Hahn, indem ich in die Mündung hineinsehen mußte, meine Cigarre an der seinigen anzuzünden. Sie werden mir zugeben, Excellenz, daß das eine höchst unangenehme Situation war, denn die leiseste Fingerbewegung des Herrn hätte mir das Gehirn zerschmettern müssen."

Castilla, der seine Blicke indessen rasch von einem zum andern der Beiden schweifen ließ, fragte jetzt, gegen Rafael gewandt:

„Waren Sie das wirklich?"

„Ich muß mich dazu bekennen, Excellenz," erwiderte der Gefragte achselzuckend, „und würde es innig bedauern, jenem Herrn Unrecht gethan zu haben."

„In der That?" lachte Perteña. „Also würden Sie es lieber sehen, wenn ich wirklich ein Straßenräuber gewesen wäre?"

„Die näheren Umstände entschuldigen viel," sagte Rafael, ohne auf die Spitzfindigkeit einzu-

gehen. „Wir befanden uns ein paar Leguas von Lima in der verrufensten Gegend der Straße, außer Sicht irgend einer Wohnung oder eines andern Menschen, und wie ich selber großes Bedenken tragen würde, einen mir begegnenden Reisenden zu nahe anzureiten, so hielt ich es auch für nützlich, mir selber solche Annäherung fern zu halten."

„Dagegen läßt sich nicht viel sagen," lachte Castilla, dem diese kleine Anekdote augenscheinlich Spaß gemacht hatte, obgleich sein Blick immer wieder zu Perteña hinüberflog. „Aber eine verwünschte Situation muß es gewesen sein, Señor Perteña, da haben Sie Recht, sich Feuer aus einer Pistole zu nehmen, deren Mündung einem gerade in's Gesicht gerichtet ist — ganz verzweifelter Moment! Aber, lieber Aguila, ich will Sie nicht länger aufhalten; in der Sache werde ich Sie also nächstens rufen lassen."

Aguila verbeugte sich und wollte gehen.

„Und noch Eins," rief ihm der Präsident nach, „was Sie zu haben wünschten, können Sie um zwei Uhr bei mir abholen."

„Excellenz?" fragte Rafael, der ihn falsch verstanden zu haben glaubte.

„Um zwei Uhr sollen Sie sich das Verlangte

abholen," erwiderte etwas ungeduldig der alte Herr. „Wenn ich beschäftigt sein sollte, senden Sie Ihre Karte herein und ich schicke es Ihnen dann hinaus."

Don Rafael verbeugte sich wieder und verließ das Zimmer, aber immer noch mit dem dunkeln und unbehaglichen Gefühl, daß er irgend etwas überhört oder vollkommen mißverstanden habe.

Um zwei Uhr sollte er sich das Verlangte abholen — was hatte er denn verlangt außer der Rücksendung der Insulaner, und die konnte er sich doch nicht hier beim Präsidenten um zwei Uhr, also in kaum anderthalb Stunden, abholen? Um zwei Uhr sollte er wieder vorkommen und seine Karte hineinschicken? Wollte ihn denn der Präsident noch einmal sprechen, und hatte er ihm das dadurch auf eine feine Weise zu verstehen gegeben, damit sein anderer Besuch nichts davon erfahre? Und wer war das überhaupt, jener Señor von der Landstraße, den er nur in zu sehr gegründetem Verdacht gehalten, damals etwas ganz Anderes von ihm zu verlangen, wie nur Feuer für seine Cigarre — Perteña — den Namen hatte er schon gehört — er mußte den Menschen von früher her kennen, und durch Benares, also jedenfalls den

Finanzminister, warm empfohlen? Der Henker wurde aus dem Ganzen klug! Jedenfalls beschloß er aber dem Wink des Präsidenten zu folgen und Punkt zwei Uhr wieder im Palais zu sein. Das Weitere würde sich dann schon ergeben.

6.

Die italienische Restauration.

Die nächste Straße hinaufschlendernd, bemerkte Rafael eine ziemlich anständig aussehende Restauration, über der die italienische Flagge wehte. Dort konnte er in aller Ruhe etwas zu Mittag essen, bis dahin rückte dann zwei Uhr heran, und er war nicht so weit vom Palais entfernt. Er trat auch ein. Rechts in dem ziemlich tiefen Saal befand sich ein langer Ladentisch, hinter dem auf angebrachten Regalen theils Flaschen mit verschiedenem Inhalt, theils Confituren und Bäckereien, wie auch Cigarren und Cigarritos standen, und links war eine lange Reihe von kleinen eisernen Tischen mit weißen Marmorplatten aufgestellt, an deren jedem vielleicht vier Personen Platz finden konnten.

Drei oder vier von diesen waren schon mit

Gästen besetzt, die ebenfalls ihr Mittagsmahl nach der Karte verzehrten, und Rafael nahm an einem noch leeren Tische Platz, um für sich ein Gleiches zu bestellen.

Er ward rasch bedient, und mit einer halben Flasche Wein vor sich, begann er die ziemlich schmackhaft zubereiteten Speisen zu kosten, als er auf ein Individuum aufmerksam wurde, das, ein ziemlich großes Glas Cognac vor sich, an dem Ladentisch lehnte und, schon in einem halb trunkenen Zustand, dem gar nicht auf ihn achtenden und hinter dem Ladentische sitzenden Eigenthümer des Locals eine lange Geschichte in italienischer Mundart erzählte.

Der Bursche trug allem Anschein nach neue Kleider mit einem Matrosenschnitt, auch einen runden Wachstuchhut, aber er sah trotzdem verwildert und unsauber aus, und das schwarze Halstuch hing ihm, halb aufgeknotet, unordentlich um den von der Sonne braun gebrannten Hals.

Rafael verstand kein Italienisch, aber durch die Aehnlichkeit desselben mit dem Spanischen und die Nähe des Redenden konnte er doch nicht umhin, wenigstens aus den Worten zusammenzustellen, um was es sich hier handle. Der Gesell nämlich erzählte dem Mann hinter dem Ladentisch irgend

eine Geschichte, wie er von einem Schiffscapitän schlecht und undankbar behandelt und um eine bestimmte Summe betrogen worden sei, und daß er den „Ladrone“ über den Haufen stechen wolle, wo er ihm einmal wieder begegne.

Es war das eine zu allgewöhnliche Sache, daß abgelohnte Seeleute über ihre Capitäne schimpfen und ihnen hinter dem Rücken den Tod drohen, als daß Rafael weiter hätte darauf achten sollen. Der Mann hinter dem Ladentisch schien das Geschwätz ebenfalls satt zu haben, denn ohne ihn dabei auch nur anzusehen, und mit der Hand auf dem Tisch trommelnd, sagte er:

„Nun ja, Felipe, die Geschichte habe ich schon hundertmal gehört; trink Deinen Cognac und laß mich zufrieden — Du störst mir überhaupt meine Gäste.“

„Oho, Señor,“ sagte der Bursche, rasch beleidigt, „stör' ich die Gäste, so! Und bin ich nicht selber ein Gast? Zahl' ich nicht, was ich verzehre, baar, und hab' ich Euch schon ein einzig Mal gebeten, mir zu borgen?“

Der Italiener hinter dem Ladentisch, eine fette, behagliche, wenn auch nicht übermäßig reinliche Gestalt, schüttelte langsam und ungeduldig den Kopf herüber und hinüber. Er wollte den Bur-

schen gern los sein, mochte aber auch nichts weiter sagen, um den Trunkenen nicht noch mehr zu reizen. Mit solchen Menschen war es immer besser, keinen Streit anzufangen, denn man hatte nur Ungelegenheit davon, weiter nichts.

Der Matrose hatte sich aber noch immer nicht beruhigt, denn er fühlte sich in seiner Ehre gekränkt, und murmelte vor sich hin von „selber Gast sein“ und „sich den Henker daran kehren, wen er störe,“ bis die etwas verworrenen Bilder seines inneren Geistes wieder auf die erlittene Unbill übersprangen, und er die Geschichte mit dem Capitän, und wie ihn dieser betrogen, noch einmal von vorn anfing zu erzählen. Der Andere nahm aber keine Notiz mehr von ihm und ließ ihn schwatzen, verabfolgte an Getränken und Waaren, was die Kellner bei ihm abholten und jedes Mal gleich baar bezahlen mußten, und kümmerte sich nicht weiter um den Trunkenen.

Rafaël hatte ebenfalls schon lange nicht mehr auf ihn geachtet, und grübelte eben wieder darüber nach, ob er den Präsidenten nicht doch am Ende falsch verstanden habe, und dieser ihn dann für zudringlich halten könne, wenn er sich noch einmal anmelden ließe. Ein Bursche, einer der peruanischen Cholos, wie er im Anfang glaubte, war

indessen zu seinem Tisch getreten, um das abgegessene Geschirr wieder hinaus zu tragen. Rafael ließ das, ohne zu dem Diener weiter aufzusehen, geschehen, als sein Blick durch die Tättowirungen an dessen Arm angezogen wurde. In diesem Moment aber setzte der Bursche die schon im Arm gehaltenen Teller wieder auf den Tisch zurück, glitt zu dem Matrosen hinüber, ergriff seinen Arm und sagte in der Sprache seines Landes:

„Felipe, wo ist mein Bruder, wo ist meine Schwester, die Du an die Weißen verkauft hast?"

Der Matrose warf ihm, ohne seine Stellung im geringsten zu verändern, einen mürrischen Blick über die Achsel zu und knurrte:

„Geh' zum Teufel, was schiert das mich, was weiß ich davon!"

Rafael war aufmerksam geworden. Das mußte jedenfalls einer derselben Insulaner sein, deren Genossen er draußen zwischen den Hacienden getroffen, und dieser Matrose, den er Felipe nannte, war am Ende der Bursche, welcher sie verrathen hatte.

„Was weißt Du davon?" rief der Insulaner, und seine Augen glühten in einem unheimlichen Feuer — „nichtswürdiger hutupanutai*), der Du

*) Der bildliche Name eines an den Strand geworfenen Fremden, wörtlich die an den Strand gespülte Kokosnuß.

auf unserer Insel eine Heimath fandest und Dich in unser Herz bohrtest, wie ein giftiger Wurm — was weißt Du davon? Und wer anders hat uns verrathen, wer anders betrogen und verkauft, wie Du, Du" — und der Insulaner blickte in wilder Wuth um sich, wie nach einer Waffe.

Die übrigen Gäste waren indessen durch das laute, heftige Reden, wenn sie auch die Worte nicht verstanden, ebenfalls aufmerksam geworden, und einer der Kellner faßte den Insulaner am Arm, während ein anderer zwischen die Beiden trat. Felipe übrigens, so trunken er auch sein mochte, schien doch dem Insulaner ausweichen zu wollen, brummte noch einen gotteslästerlichen Fluch zwischen den Zähnen, durch und verließ dann mit schwankenden Schritten das Lokal.

Der Mann hinter dem Ladentisch, der von dem zornglühenden Indianer vielleicht eine Gewaltthat befürchten mochte, war rasch vorgekommen, um, wenn es nöthig sein sollte, dazwischen zu springen. Wie der Matrose aber das Haus wieder verließ, wollte er auf seinen Platz zurückkehren, als Rafael selber ihn anredete:

„Wären Sie vielleicht so freundlich, mir einige Auskunft über jenen Mann zu geben?"

„Ueber den Lump?" sagte der Italiener —

„ja, von dem weiß ich selber nicht viel, als daß er vor ein paar Wochen mit einem der Kulischiffe aus der Südsee gekommen ist und sich jetzt hier in Matrosenweise herumtreibt, bis er sein Geld verschleudert hat. — Dann geht er wieder an Bord — so machen sie's Alle!"

„Er heißt Felipe?"

„Ja, so nennen wir ihn wenigstens."

„Und wissen Sie zufällig, mit welchem von den Kulischiffen er gekommen ist?"

„Mit dem ersten, von dem ich selber jenen unnützen Burschen da in Contract genommen habe; es war die „Libertad."

„Ich danke Ihnen, und noch Eins — wissen Sie vielleicht zufällig, wo sich dieser Felipe Nachts aufhält?"

„Das sollte hier in Lima schwer zu sagen sein," lachte der Wirth; „wahrscheinlich in irgend einer der chinesischen Spelunken. Seine wenigen Habseligkeiten stehen aber bei mir, und manchmal, wenn er sich zu Schanden getrunken hat, schläft er in einem Hinterhause hier seinen Rausch aus. Es ist aber ein wüster Geselle, und ich will froh sein, wenn ich ihn erst wieder los bin."

„Ich danke Ihnen," sagte Rafael, der jetzt Alles wußte, was er vor der Hand zu wissen brauchte,

und wandte sich dann dem Insulaner zu, der, noch immer nicht beruhigt, in seiner Sprache gegen den Kellner anredete und von ihm verlangte, daß er den Verräther zwingen soll ihm zu sagen, wo sein Bruder und seine Schwester wären. Wie ein Zauber wirkten aber die wenigen Worte auf ihn, mit denen ihn Rafael ansprach.

„Sei ruhig, Freund," sagte er, „ich weiß, auf welche schändliche Weise Ihr in dieses Land gebracht seid und Euch soll geholfen werden."

Der Insulaner stand wie in einer Verzückung; es waren aber nicht die tröstenden Worte allein, es waren die Klänge seiner Muttersprache, welche, von dem Mund eines Fremden, sein Ohr berührten.

„Und weißt Du, wo mein Bruder, wo meine Schwester ist?" fragte er endlich zögernd.

„Genau nicht, aber ich werde es zu erfahren suchen; auch vermuthe ich den Platz. Aber Ihr sollt Alle wieder zusammenkommen. Habe nur guten Muth und verhalte Dich noch eine kurze Zeit ruhig."

„Das ist ja ein wahres Glück," sagte der dicke Italiener, der beigetreten war, „daß man einmal einen Menschen trifft, der das Kauderwälsch spricht. Selbst mit den Chinesen bin ich fertig geworden, aber von dem Burschen habe ich auch

nicht eine Sterbenssilbe verstanden. Sie thäten mir einen großen Gefallen, Señor, wenn Sie ihm einmal den Kopf ein wenig zurechtsetzten, daß er so schmählich faul ist. Wenn ich ihm etwas sage, lacht der Strick immer."

„Thue die Arbeit hier, Freund," wandte sich Rafael noch einmal an den Indianer, „die Dir aufgegeben wird. Hat man Dich gut behandelt?"

Der Indianer nickte.

„Gut, also folge dem Mann, der Dein jetziger Herr ist, nur noch die kurze Zeit, die Ihr hier bleiben müßt, ehe Euch ein Schiff zurückbringen kann. Vielleicht bin ich auch im Stand, Dir bald Antwort über die Deinigen zu sagen. Wie heißt Du?"

„Rausara," sagte der Bursche.

„Gut, ich werde mir den Namen merken, und finde ich Deine Geschwister, so gebe ich Dir Nachricht; aber verhalte Dich indessen auch ruhig und ordentlich, und gehe jetzt an Deine Arbeit."

Der arme Bursche war über die ihm gemachte Hoffnung noch zu glücklich, als mehr wie seinen Dank stammeln zu können, und griff jetzt mit einem wahren Feuereifer die niedergestellten Teller und Schüsseln wieder auf. Der Italiener wollte ebenfalls Rafael für seine „Bemühung" danken; der junge Mann hatte aber keine Zeit mehr zu

versäumen, denn er mußte wieder nach dem Palais hinunter, um die bestimmte Stunde einzuhalten.

Als er eben die Restauration verlassen wollte, fuhr der Wagen des von seiner Inspection zurückkehrenden Präsidenten vorüber; er wußte also, daß er Castilla jetzt wieder treffen würde, und sich nur noch die Hausnummer der Restauration und die Straße notirend, schritt er rasch wieder dem Palais zu.

Der Präsident war in der That schon zurück. Zu Rafael's Erstaunen hatte er aber auch schon nach ihm gefragt, und der junge Mann brauchte seinen Namen nicht einmal zu nennen, sondern der Lakai, der ihn vorher eingelassen, führte ihn augenblicklich die Treppe wieder hinauf und in das Zimmer des alten Herrn.

Castilla kam ihm lächelnd entgegen und sagte:

„Es freut mich, daß Sie mich vorhin verstanden haben. Jener Herr Perteña brauchte gerade nicht zu wissen, daß ich Sie noch einmal sprechen wollte. Es betrifft auch in der That nur e i n e Frage, die ich an Sie richten möchte — bitte, nehmen Sie Platz, und nun erzählen Sie mir einmal ganz ausführlich die Geschichte mit der Pistole und der Cigarre."

„Mit dem größten Vergnügen, Excellenz,“ sagte Rafael, „und ich brauche Ihnen wohl nicht erst zu versichern, daß ich sehr bedauern würde, einen Mißgriff gemacht zu haben; will ich aber ganz aufrichtig sein, so glaube ich bis zu dieser Stunde, daß ich gegründete Ursache hatte, so zu handeln.“

„Bitte, erzählen Sie.“

Rafael begann und gab dem Präsidenten einen getreuen Bericht jenes wunderlichen Begegnens, erwähnte aber auch dabei die Warnungen, die er vorher von allen Seiten erhalten hatte, und die drei oder vier Mordthaten, die auf jener Straße in den letzten Monaten von einem einzelnen Reiter, und zwar alle mit dem Messer, verübt sein sollten. Castilla hörte ihm ruhig und aufmerksam zu, und warf nur manchmal eine kurze Frage ein, auch darüber, wie er mit der jungen Französin bekannt geworden. Rafael erzählte ihm die Geschichte von der Locke, und der Präsident lachte herzlich; aber er fragte weiter, und ehe es Aguila selber wollte, hatte er ihm einen ziemlich ausführlichen Bericht über seine eigenen Verhältnisse, sowie über den Verdacht gegeben, den er gegen Desterres fassen mußte.

„Wenn ich Ihnen einen guten Rath geben

soll," sagte Castilla, der ihn nicht unterbrochen und nur manchmal dazu mit dem Kopf genickt oder geschüttelt hatte, „so nehmen Sie sich in der Sache in Acht, ehe Sie vorgehen, und suchen Sie jedenfalls erst ganz entschiedene Beweise zu finden, denn Sie treten da gegen eine Gesellschaft von Männern auf, die zusammenhängen wie die Kletten, und — auch wohl alle Ursache dazu haben."

„Wenn ich nur den Kaufbrief bekommen könnte," sagte Rafael, „um die Unterschrift chemisch untersuchen zu lassen."

„Bah," sagte Castilla, „wenn Sie erst einmal den Kaufbrief hätten, brauchte Sie die Unterschrift nicht mehr zu geniren! Desterres wird sich aber hüten und den aus den Händen geben, und ich weiß auch nicht, ob man ihn dazu zwingen könnte."

„Dieser Señor Perteña ist mit als Zeuge unterschrieben."

„In der That?" rief Castilla rasch und nickte dabei langsam und nachdenkend mit dem Kopf — „der junge Herr scheint mir außerordentlich vielseitig und bei verschiedenen Sachen betheiligt zu sein!"

„Viel Gutes trau' ich ihm nicht zu," meinte Rafael.

„Ich will Ihnen etwas sagen," lachte Castilla,

„meine sämmtlichen Minister, der Kriegsminister ausgenommen, interessiren sich auf das lebhafteste für eben diesen Herrn, und ich bin fest überzeugt, daß er schon deshalb ein ganz durchtriebener Hal— Aber lassen wir das," unterbrach er sich plötzlich — „ich bin Ihnen für Ihre Nachrichten dankbar und möchte Ihnen gern in irgend einer Weise dafür gefällig sein. Sie sind an Ihrem Vermögen geschädigt worden, und haben vor der Hand, so viel ich weiß, keine Beschäftigung. Ich kann offene Köpfe, die einmal ausnahmsweise ehrlich sind, sehr gut gebrauchen, und wenn Sie irgend eine Situation finden sollten, die offen ist und Ihnen zusagt..."

„Excellenz sind zu gütig," unterbrach ihn lächelnd Rafael, „aber ich ziehe es vor, mein eigener Herr zu bleiben. Zu leben hab' ich noch vor der Hand, und, will ich aufrichtig sein, so glaub' ich auch wirklich nicht, daß ich mit meinen europäischen Ansichten von... — über den Geschäftsgang," setzte er nach einigem Zögern hinzu — „in die Beamtenwelt hier passe."

„Was wollten Sie vorher sagen?"

„Wann, Excellenz?"

„Eben, wie Sie meinten, „mit meinen fast europäischen Ansichten von..." Sie stockten da..."

„Ich glaube, ich sprach vom Geschäftsgang."

„Soll ich Ihnen sagen, was Sie meinten?"

„Excellenz..."

„Von Ehrlichkeit, wollten Sie sagen," lachte Castilla, „und verschluckten das Wort, weil es doch ein klein wenig zu grob gewesen wäre. Aber Sie können Recht haben, Aguila; ich glaube auch nicht, daß Sie zwischen die Herren passen, welche augenblicklich ein gemeinschaftliches System aufbauen würden, um Sie wieder hinauszubeißen. Aber sein Sie versichert, daß ich mich Ihrer erinnern werde..."

„Wenn mir Excellenz das nur von den armen Insulanern versprechen wollten!"

„Ja, die Insulaner," sagte Castilla, unwillig mit dem Kopf schüttelnd, „das ist auch wieder so eine verzweifelte Geschichte; man wird seines Lebens wahrhaftig nie froh! Und Sie wissen nicht einmal Bestimmtes über das Schiff?"

„Doch, Excellenz, zufällig habe ich das heute über Mittag erfahren; es war die Libertad, und auch den Burschen gesprochen, der die Insulaner scheint verkauft zu haben. Er ist in Lima, ein verworfenes Subject, ein italienischer Matrose, und hier auf diesem Blatt finden Sie seinen Namen und das Haus angegeben, wo er domicilirt.

In dem nämlichen Hause ist auch noch ein Insulaner von demselben Schiffe untergebracht."

„Sie zeigen einen wahren Feuereifer für diese Leute," sagte Castilla, das Blatt, ohne es aber anzusehen, auf den Tisch legend. „Ich brauche Ihnen auch nicht mehr zu sagen, wie fatal mir die Sache ist, und es kommt mir keine solche Ladung, unter welchem Vorwand auch immer, wieder an's Land."

„Das aber würde diesen Unglücklichen nichts helfen."

„Ich will mit Benares darüber sprechen," sagte der Präsident nach einigem Zögern; „dessen Freunde haben die Sache unternommen, und er mag nun auch sehen, wie er sie durchbringt und das Ganze vermittelt. Im Augenblick kann ich nichts weiter thun."

Rafael fühlte, daß er den Präsidenten jetzt nicht weiter drängen dürfe, wenn er denen nicht gar noch schaden wollte, welchen er doch zu helfen gedachte. Es war auch spät geworden, und Castilla rückte mit dem Stuhl. Er stand auf, um sich zu empfehlen, und der Präsident streckte ihm die Hand entgegen.

„Sie sollen wieder von mir hören," sagte er freundlich; „ich versichere Ihnen, daß es mir an-

genehm ist, Sie kennen gelernt zu haben. Ich mache nicht viele Worte und sage, was ich denke."

„Excellenz sind so gütig gegen mich gewesen ..."

„Lassen wir das; ich habe so viele Feinde hier in Lima, ich möchte auch einige Freunde haben, und kaufen habe ich mir bis jetzt noch keine können, obgleich ich es mir viel, sehr viel Geld kosten ließ. Also auf Wiedersehen, lieber Aguila, und wenn Sie der kleinen Französin wieder begegnen, so richten Sie meinen Gruß aus und sagen Sie ihr, daß ich mein Wort eingelöst hätte."

Er winkte Aguila freundlich mit der Hand, und dieser empfahl sich mit dem Gefühl, gar nicht zu wissen, ob er durch seine Audienz etwas ausgerichtet habe oder nicht.

7.
Verschiedene Berathungen.

Pedro, der Cholo, war am nächsten Morgen Punkt acht Uhr, wie ihm Perteña befohlen, am Fluß draußen gewesen und hatte dort auf ihn gewartet, aber umsonst. Auch am andern Morgen wartete er, und acht Tage, immer um dieselbe bestimmte Zeit, ohne daß Perteña gekommen wäre. Endlich, am neunten Morgen, traf er ein und hatte dabei, wie es schien, nicht einmal den Weg nach den Hacienden hinaus gehalten, sondern war am Fluß selber hinauf geritten, nur um unterwegs Niemandem zu begegnen. Dem Cholo fiel es aber natürlich nicht ein, ihn nach der Ursache deshalb zu fragen, und als Perteña aus dem Sattel sprang, nahm er dem Pferd erst den Zügel ab, führte es dann an's Wasser,

um es zu tränken, und band es hierauf mit einem kurzen Lasso an einen der schwanken Weidenzweige fest, daß es das süße Gras dicht am Ufer abnagen konnte.

Perteña, der diese Dienstleistung als selbstverständlich hingenommen und sich indessen in den Schatten unter einen Baum geworfen hatte, sah ihm, den Kopf auf den Arm gestützt, zu, bis der Bursche endlich seine Arbeit beendet hatte und sich dann ohne Weiteres in einer noch bequemeren Stellung und lang auf dem Rücken ausgestreckt neben dem jungen Weißen niederließ. Daß ihm dieser etwas zu sagen hatte, wußte er, er wäre sonst nicht in der Sonnenhitze hier heraus gekommen; was es aber war, konnte er auch in aller Bequemlichkeit abwarten. Er hatte Zeit in Ueberfluß.

Perteña schien ebenfalls nicht in Eile. Er nahm eine kleine Blechbüchse aus der Tasche, in der er fein geschnittenen Tabak und Cigarrenpapier aufbewahrte, drehte sich eine Cigarre, schlug dann Feuer, zündete sie an und blies den blauen Rauch eine ganze Weile in die Luft hinein, ohne daß Pedro auch nur ein Zeichen von Ungeduld gegeben hätte. Endlich sagte er:

„Pedro!“

„Señor?“ antwortete der Bursche, ohne seine Stellung zu verändern.

„Hast Du mir nichts von hier zu erzählen?“

„Von hier, Señor?“ sagte der Bursche und hob wie erstaunt den Kopf etwas in die Höhe; „nicht daß ich wüßte. Was passirt hier?“

Perteña qualmte stärker. Er hatte gehofft, daß Pedro von dem, was ihm besonders auf dem Herzen lag, freiwillig beginnen würde; aber jetzt rührte er sich nicht, und er konnte nicht davon anfangen. Er begann sich über den Gleichmuth des Cholo zu ärgern. Aber was kümmerte sich Pedro darum! Er war wieder in seine alte Lage zurückgefallen, und den Tact zu irgend einem Fandango mit dem Fuß klopfend, schaute er still und regungslos zwischen die Blätter über sich hinauf. So lagen die Beiden wohl wieder volle zehn Minuten, ehe Perteña noch einmal das Wort nahm und sagte:

„Hast Du lange nichts von jenem Señor Aguila gesehen, dessenwegen sich Deine Mutter so geängstigt haben soll?“

„Er ist hier,“ sagte Pedro ruhig.

„Hier? Seit wann?“ rief Perteña rasch.

„Seit etwa einer Stunde; er muß vor Tag von Lima aufgebrochen sein und sitzt jetzt drüben

bei dem Franzosen und trinkt Kaffee. Die da drüben trinken den ganzen Tag Kaffee."

Perteña schwieg wieder eine Weile; endlich richtete er sich auf, warf seine ausgerauchte Cigarre fort und sagte mit leiser, vorsichtig gedämpfter Stimme:

„Pedro, weißt Du, daß uns der Bursche gefährlich wird?"

„Ha," rief der Cholo, jetzt auch von seinem Lager emporfahrend, „so hat die Mutter doch Recht gehabt?"

Perteña nickte nur einfach mit dem Kopf und fuhr dann leise fort:

„Er hat eine lange Audienz bei dem Präsidenten gehabt und ihm die ganze Geschichte von dem Gutsverkauf und dem Tod seines Onkels erzählt. Der eine Lakai hat gehorcht und mir genau berichtet, was sie zusammen gesprochen. Auch noch andere Dinge sind verhandelt worden, die Dir und Deiner Mutter nicht angenehm sein würden zu erfahren."

„Alle Teufel!" sagte der Cholo in der ersten Ueberraschung. Aber das war nur ein Moment; im nächsten warf er sich wieder gleichgültig mit dem Rücken in's Gras und rief: „Doch was kümmert's mich? Das mögen die ausbaden, die

es eingebrockt haben, und so lange die noch sicher auf ihren Füßen draußen umherlaufen, brauch' ich mich auch wahrlich nicht darum zu kümmern. Señor Desterres wird schon Alles machen."

„So?" sagte Perteña. „Und wenn nun eines Morgens Señor Desterres eingezogen würde, glaubst Du wirklich, mein Bursche, daß sie den hingen und Dich laufen ließen? Da bist Du doch sehr im Irrthum. Er hat Freunde, mächtige Freunde, die ihn schon durchbringen, Du aber nicht, und der Erste, der gefaßt und gehängt würde, weißt Du wohl vielleicht, wie der hieße?"

„Grandisima!" murmelte der Bursche vor sich hin, indem er sich wieder auf seinen Ellenbogen aufrichtete. „Recht könnt Ihr haben, Señor, und so lange meiner Mutter Sohn lebt, ist den Vornehmen hier in Peru noch verdammt wenig geschehen, während die armen Teufel schon oft die Zeche haben bezahlen müssen. Aber was thun? Daß der Böse auch den grünen Jungen zurückgeführt hat! Aber ich will meine Mutter bitten, daß sie einen Zauber über ihn spricht, der ihm das Mark in den Knochen verdorren soll!"

„Verlaß Dich nicht auf die Faxen, mein Bursche, wenn ich Dir rathen soll," sagte Perteña verächt-

lich — „einen Zauber sprechen — der beste Zauber, den wir über ihn sprechen könnten, wäre mit dem Messer!“

Pedro sah seinen Gefährten scharf und forschend an, ohne daß dieser dem Blick begegnet wäre; endlich nach einer Weile fragte er:

„Habt Ihr etwas davon gehört, daß neulich Abends Jemand in das Haus des Franzosen geschossen hat?“

„Ich? Nein,“ sagte Perteña gleichgültig. „Wann war das?“

„An demselben Abend, an dem Ihr nach Lima rittet.“

„Und wie kann ich dort davon gehört haben?“

„Hm,“ sagte der Bursche, „in zwei Stunden ist man hinein und in eben so viel wieder heraus. Merkwürdig bleibt's immer, wer's gewesen sein kann, und hier haben sie überall nachgesucht, aber nichts gefunden.“

„Und ist Niemand getroffen worden?“

„Dem Jungen hat's einen Streifen Haar mitgenommen; kann nur ein Fingerbreit gefehlt haben, und es wäre recht gewesen.“

Perteña biß die Zähne zusammen, erwiderte aber kein Wort und ließ Pedro weiter erzählen, wie sie nachher den Garten mit den Hunden ab-

gesucht und bei dem Aufseher und bei ihm im Haus nachgespürt hätten, aber natürlich umsonst. Endlich sagte er:

„Pedro, willst Du fünfhundert Dollars verdienen?"

„Fünfhundert?" rief der Bursche, erstaunt aufsehend; „das wäre genug, um eine kleine Chagra mit Kartoffelland und Alfalfa-Feldern zu kaufen — aber womit?"

Perteña beantwortete die Frage noch nicht. Er stand auf, ging um den Platz herum, auf dem sie lagen, und nachdem er sich vorher überzeugt hatte, daß in der That kein anderer Mensch in der Nähe sei, sagte er leise:

„Wenn Du den Burschen bei Seite bringst, daß er hier keine Nachforschungen mehr halten kann."

Pedro hatte sich bei dem Vorschlag unwillkürlich auf beiden Armen emporgerichtet und sah seinen Gefährten starr und forschend an. —

„Fünfhundert Dollars," murmelte er nochmals leise vor sich hin, „ist viel Geld für eine kurze Arbeit, aber wer zahlt die Zeche, wenn ich hängen bleibe, wenn's so leicht wäre, hättet Ihr es schon neulich Abends fertig gebracht."

„Ich?" rief Perteña auffahrend.

„Pst,“ winkte aber der Cholo mit einem verschmitzten Lächeln, „wie ich den Schimmel in der Nacht wieder an Onkel Pasquale's Hütte vorbeifliegen sah, hatte ich gleich meine ganz besonderen Gedanken wegen des Orangenbaumes und ging die Nacht lieber gar nicht nach Haus. Mir braucht Ihr's auch nicht einzugestehen, was kümmert's mich, wenn Euch Nachts einmal aus Versehen eine Flinte losgeht; schade nur, daß sie nicht den rechten Punkt getroffen hat!“

„Was soll die tolle Rede,“ sagte Perteña unwillig; „sprich um Gottes willen nichts, was Du nicht beweisen kannst!“

„Bah,“ sagte der Cholo, „wir wollen Beide kein Wort über Beweise verlieren. Also fünfhundert Dollars, und wer zahlt sie aus?“

„Ich,“ sagte Perteña.

„Das ist kein Geschäft,“ erwiderte der Cholo trocken, indem er mit dem Kopf ganz entschieden schüttelte. „Euch, Señor, fehlt es immer selber an Geld, Ihr nehmt mir das nicht übel, und dann möcht' ich auch noch einen andern Bürgen haben, um den Rücken etwas frei zu bekommen. Was sagt Señor Desterres von der Sache?“

„Er weiß noch nichts davon und sollte auch eigentlich nichts davon erfahren.“

„Dann mag ich auch nichts damit zu thun haben," sagte der Cholo entschlossen. „Schlägt es fehl und werd' ich erwischt, so könnt Ihr mich nicht schützen. Hat Desterres die Hand mit darin, so bin ich sicher, und sperren sie mich dann auch ein paar Wochen ein, so hat das weiter nichts zu sagen."

„Und so glaubst Du, daß ich keinen Einfluß habe?"

„Nein," erwiderte der Cholo ruhig; „und was das Geld betrifft, so muß das ebenfalls Desterres versprechen. Thut er das, dann geb' ich Euch mein Wort, daß der Bursche keine acht Tage mehr leben soll, und wenn ich ihn in Lima in seinem Bett suchen müßte. Thut er das nicht, dann seid so gut und nehmt Euch einen Andern, denn ich will mir nicht die Finger dabei verbrennen."

Perleña biß sich auf die Lippen, aber es war mit dem Burschen nichts weiter anzufangen. Starrköpfig, wie das in seiner Natur lag, blieb er bei dem, was er einmal gesagt, und Perteña rief endlich:

„Gut, ich will mit Desterres sprechen; und Du übernimmst in dem Fall, daß er einwilligt, die Arbeit?"

Der Cholo nickte leise vor sich hin und sein Auge leuchtete unheimlich dabei.

„Er muß fort,“ flüsterte er, „und Pedro wird ihm dazu verhelfen, aber Desterres muß mir Bürge sein! Es ist nicht das erste Geschäft, das wir mitsammen machen.“

„Dann geh' morgen zu ihm,“ sagte Perteña nach kurzem Ueberlegen, „er wird herauskommen. Ich reite heute in die Stadt zurück und spreche mit ihm. Sage ihm nur, ich schicke Dich wegen der bewußten Sache.“

„Und wollt Ihr am Fluß zurückreiten?“ fragte der Cholo, als Perteña, während er mit ihm sprach, sein Pferd wieder aufgezäumt hatte und seinen Kopf jener Richtung zukehrte. „Es ist ein nichtswürdiger Weg.“

„Gleich unter den Hacienden halte ich quer nach der Straße hinüber,“ sagte Perteña, „ich möchte dem Gesellen nicht zufällig in der Ansiedlung begegnen. Also, es bleibt dabei?“

„Gewiß, Señor,“ nickte der Cholo. „Und noch Eins,“ rief er aus, als jener seinem Thier eben die Sporen gab und das vorspringende jetzt noch einmal einzügelte.

„Was ist es?“

„Scipio hab' ich gestern gesprochen. Er läßt

Euch sagen, er hätte Alles ausgeführt, was Ihr ihm aufgetragen, und Ihr möchtet einmal bei ihm vorkommen."

„Gut, ich reite dort vorüber." Und von dem Schenkeldruck berührt, flog der Schimmel mit ihm über den rauhen Boden wie ein Pfeil dahin. — —

Rafael war in der That heute wieder nach den Hacienden herausgeritten, um sich mit Bertrand zu besprechen; denn eine volle Woche verging, ohne daß er das Geringste weiter vom Präsidenten über die Freilassung der Insulaner gehört hätte. Mit dem Interesse aber, das er jetzt an der Sache nahm, hatte er noch Mehrere in der Stadt gefunden und von Allen das früher schon Erfahrene voll und ausführlich bestätigen hören.

Allerdings ging das Gerücht in der Stadt, daß der Präsident die weitere Kuli-Einfuhr verboten habe und keinem Schiff mehr gestattet sein solle, nach solcher Fracht auszulaufen; aber mit den schon eingeführten geschah nichts, und es schien fast, als ob man die Sache beim Alten lassen wolle.

„Und sie thun hier auch nichts," sagte Bertrand, die Stirn kraus gezogen, indem er im Zimmer auf und ab ging, „ich kenne meine Leute. Da stecken die Minister selber mit drunter und haben ihre Procente dabei oder verlangen auch

von den betreffenden Firmen für eine Gefälligkeit eine andere, und dabei bleibt's. Es ist die alte Geschichte; wie ein Sack voll Nägel hängen sie unter einander zusammen, und einzeln muß man sie herausziehen, wenn man sie haben will."

„Sagen Sie, Bertrand," rief Rafael, „sollte in diesem Fall der französische Consul nicht einschreiten können?"

„Der französische Consul?" schüttelte Bertrand mit dem Kopf; „was geht den die Sache an, ob sich Peru indianische Arbeiter hält oder nicht? Es sind ja doch keine Franzosen."

„Aber die Gesellschafts-Inseln stehen unter französischem Protectorat."

„Alle Teufel, ja," rief Bertrand rasch emporfahrend, „daran hatte ich im Anfang gar nicht gedacht! Und sie sind von dort her?"

„Raiateo gehört mit zu der Gruppe, und wenn es auch die Franzosen nicht unmittelbar im Besitz haben, ist es doch mit einbegriffen, und ich glaube kaum, daß sie die Sache werden ruhig hingehen lassen."

„Aber die Leute sind doch unter der Nase des französischen Consuls ausgeschifft, weshalb hat er denn da kein Wort gesagt?"

„Sehr erklärlich; er wird sich nicht gern frei-

willig mehr Schererei machen wollen, als nöthig ist, und außerdem hat bis jetzt auch noch kein Mensch recht genau gewußt, von welcher Inselgruppe die Kulis wirklich stammten. Macht ihm aber ein Franzose die bestimmte Anzeige, daß sie unter das Protectorat Frankreichs gehören, so kann er es gar nicht mehr umgehen, sich ihrer anzunehmen; und die armen Teufel dürfen dann sicher auf Hülfe hoffen."

„Und willst Du einmal zu ihm gehen?" fragte Bertrand.

„Das möchte ich doch nicht," sagte Rafael ausweichend, „so lange ich es wenigstens vermeiden kann. Auch bin ich selber kein Franzose, und Castilla, der sich gegen mich wirklich freundschaftlich gezeigt hat, würde es mir mit Recht übel nehmen, wenn ich hinter seinem Rücken bei den Fremden Schutz suchte."

„Gut," rief Bertrand, „dann gehe ich hin — Du hast Recht! Die Anzeige von einem Franzosen muß er respectiren, wenigstens beachten, und dann wollen wir doch einmal sehen, ob wir nicht Feuer hinter die Sache machen können. Ein wahres Gaudium wäre es schon allein für mich, wenn wir dem Desterres die armen Teufel wegholen könnten, denn der nichtswürdige Cholo be=

handelt sie wahrhaft niederträchtig, wahrscheinlich weil er gemerkt hat, daß wir uns ihrer annehmen und er uns Beiden doch nicht beikommen kann. Meinen Hals wollte ich auch darauf verwetten, daß niemand Anders wie der Schuft neulich hier in's Fenster geschossen hat."

Rafael schüttelte mit dem Kopf.

„Kein Cholo," sagte er, „verläßt sich so leicht auf ein Feuergewehr, und wenn er je eins in die Hand nimmt, so ist es ein Schrotgewehr. Aber der Schuß wurde, wie Ihre Wand noch bis auf den heutigen Tag bezeugen kann, mit einer Kugel abgefeuert. Zu einer Kugel versteht sich aber selbst der Peruaner ungern, wenn auch der schlechte Schuß auf die kurze Distanz für einen solchen spräche, und ich muß wirklich gestehen, daß ich eine Weile Desterres selber im Verdacht gehalten. Das war aber ungerecht, denn dieser ist nicht allein an jenem Abend mit in die Stadt zurückgeritten, sondern war auch noch — ich habe die genauesten Erkundigungen darüber eingezogen — gegen eilf Uhr im Theater. Der Schuß aber wurde noch vor Mitternacht gefeuert."

„Aber wer, um Gottes willen, kann es sonst gewesen sein?"

„Apropos, Bertrand, kennen Sie einen ge-

wissen Perteña, der sich hier draußen zu Zeiten aufhält?"

„Allerdings," sagte der Franzose; „ich glaube, wir haben neulich schon von ihm gesprochen."

„Und was ist er eigentlich?"

„Ein Bursche, wie Du sie zu Dutzenden in Peru finden kannst. Ein peruanischer Stellenjäger, der sich für zu gut hält, irgend eine Arbeit zu thun, und auch wirklich zu faul dazu ist, und nun auf unbegreifliche Weise Jahre lang sein Dasein ohne die geringste Beschäftigung fristet, bis er erreicht, was er erstrebt: irgend einen faulen Posten mit gutem Gehalt und wenig oder gar nichts zu thun. Nachher fühlt er sich an seinem Platz und bläst sich auf, denn andere Menschen fangen an von ihm Notiz zu nehmen. Bis jetzt ist er noch ziemlich harmlos."

„Er war neulich beim Präsidenten, von Benares empfohlen. Ich traf dort mit ihm zusammen."

„Nun ja, wie ich sage. Perteña wird ein sehr sicheres und brauchbares Individuum für die werden, die ihn jetzt protegiren, wenigstens für so lange, als er sich noch nicht ganz fest auf eigenen Füßen fühlt. Da das aber aller Wahrscheinlichkeit nach nie geschehen wird, und er eben so gut wie die Anderen Lumpereien macht, wo er wieder Un-

terstützung braucht, so tritt er in das allgemeine Beamtenheer als würdiges Mitglied ein, und der Staat hat einen Blutegel mehr."

„Erinnern Sie sich, daß ich Ihnen erzählte, wie ich am ersten Tage, wo ich hier nach den Hacienden ritt, von einem einzelnen Reiter angesprochen wurde, der Feuer für seine Cigarre verlangte?"

„War das Perteña?" rief Bertrand überrascht. Der junge Mann nickte nur einfach mit dem Kopf.

„Sieh', sieh', sieh!" sagte der alte Franzose, leise vor sich hinlachend, „was man doch nicht Alles in der Welt erfährt! Also dieser Señor Perteña — und kannte er Dich wieder?"

„Gewiß, er scherzte über unser damaliges Begegnen."

„In der That — beim Präsidenten? War übrigens das Beste, was er thun konnte. Aber Du hast noch etwas, was Du mir sagen willst; was ist es?"

„Ich glaube, daß Perteña den Schuß gefeuert hat."

„Gar nicht unmöglich," lachte Bertrand, „traue es ihm so gut zu wie irgend einem Andern, wenn ich auch nicht gerade weiß, weshalb er sich einer

solchen Gefahr aussetzen sollte; denn hätten wir ihn erwischt, wär' es ihm bös ergangen."

„Er wird sich seinen Rückzug wohl sicher genug gedeckt haben."

„Ich will Dir etwas sagen, mein Junge," meinte der alte Bertrand nachdenkend, „nimm Dich doch lieber ein bischen in Acht mit dem Volk, denn wenn sie sich einmal erst so etwas vornehmen, so sind sie auch nichtsnutzig genug, es durchzuführen. Bist Du dem Reiter denn nie wieder später einmal begegnet?"

„Nie wieder, und ich hatte mir Pferd wie Mann gut genug gemerkt — doch halt, erinnern Sie sich, wie wir damals zusammen zum Fluß gingen und dort die Indianer trafen? Das war dieser selbe Perteña, der unter dem Baum in der Straße hielt und dann zurück ritt, um uns nicht zu begegnen."

„Ganz recht," nickte Bertrand; „nun, wie gesagt, paß auf, denn daß verschiedenen Leuten Deine Rückkunft nach Peru unangenehm ist, wissen wir, und der Schuß hat uns bewiesen, daß sie auch nicht ganz unthätig dabei sind. Uebrigens hat sich Juanita an dem Abend so erschreckt, daß das arme Ding drei Tage das Bett hat hüten müssen."

„Armes Mädchen — und ich habe ihr heute noch nicht einmal guten Tag gesagt! Lassen Sie uns hinunter gehen."

„Apropos, wie geht es meiner kleinen Landsmännin in der Stadt?"

„Gut. Ich war gestern bei ihr, um ihr meinen Dank zu sagen. Nur sie allein hat mir die Audienz bei dem Präsidenten verschafft."

„Ein wahres Wettermädel! Nun, morgen und übermorgen kann ich nicht, aber dann komme ich hinein, um den französischen Consul aufzusuchen, und besuche sie nachher auf jeden Fall."

„Aber haben Sie auch daran gedacht, daß der Carneval morgen beginnt?" sagte Rafael. „Davon ganz abgesehen, daß Sie nachher noch kaum eine Straße passiren können, werden Sie den Consul wahrscheinlich nicht einmal in Lima treffen. Sonst hielt sich Alles an den Tagen in den Häusern fest verschlossen, jetzt aber soll, wie ich höre, die ganze haute-volée in der Carnevalszeit nach Chorillos übersiedeln. Lassen Sie die lieber erst vorübergehen."

„Es paßt mir nur nachher nicht recht mehr," sagte Bertrand, „und der französische Consul gehört auch nicht mit zu des Präsidenten Spiel-

partie; ich glaube gar nicht, daß er Lima in der Zeit verläßt. Jedenfalls mache ich den Versuch."

Juanita kam ihnen, noch etwas bleich und angegriffen aussehend, entgegen. Sie war auch ängstlich und aufgeregt und bat Rafael, jetzt wenigstens nicht allein hier draußen herum zu reiten, da er ja den Beweis habe, daß man ihm nach dem Leben trachte. Der junge Mann lachte aber dazu. Es war feiges Gesindel, das keinen offenen Angriff, für den er überhaupt auch trefflich bewaffnet ging, wagte, und Nachts — nun gut, das wolle er ihr versprechen, sich nicht wieder an ein offenes, erleuchtetes Fenster hier draußen zu setzen. Weiter hätte er aber auch in der That nichts zu fürchten, und sie möge sich seinetwegen um Gottes willen keine Sorge machen.

Juanita mußte sich damit beruhigen; als er aber Abschied von ihr nahm, um nach Lima zurückzukehren, war sie noch viel bleicher als vorher geworden und große Thränen standen ihr in den Augen.

„Das Mädel ist noch immer von dem Abend her aufgeregt," sagte Bertrand, als er den jungen Mann zu seinem Pferd begleitete, „und man muß jetzt mit ihr umgehen wie mit einem rohen Ei. Ich wollte gern, daß sie einmal mit mir in die

Stadt reiten und Deringcourts besuchen solle, um nur ein klein wenig Zerstreuung zu haben, aber sie weigert sich hartnäckig. Man muß sie eben zufrieden lassen, bis sich die Nerven von selber wieder beruhigen."

8.

Im Carneval.

Lima bewahrt das ganze Jahr hindurch seinen ruhigen, man möchte fast sagen: indolenten Charakter, der durch nichts in der Welt, wie vielleicht einmal auf kurze Zeit durch ein Erdbeben, außer Fassung zu bringen ist. Alles geht seinen regelmäßigen Gang, der hier nicht einmal durch die Jahreszeiten oder eine Veränderung des Klimas unterbrochen wird. Es regnet ja nie im ganzen Jahr; die Temperatur bleibt sich auch so ziemlich gleich, und wenn die Sonne einmal Mittags gerade über Kopf steht, so kann es auch nicht darauf ankommen, ob sie manchmal nach Norden, manchmal ein wenig nach Süden neigt. Mit einem Wort, das ganze Jahr kennt keine Störung dieses fast philisterhaften Einerlei, mit dem Morgens die

Läden geöffnet und Abends wieder geschlossen werden, und bestimmte Menschen zu bestimmten Zeiten ihre bestimmten und eng eingegränzten Spaziergänge machen.

Nur der Carneval wirft das ganze regelmäßige System über den Haufen, und zwar so gründlich und mit einem Mal, daß man in der Zeit die Stadt kaum wieder erkennt, und doch dauert das ganze tolle Leben nur kaum drei Tage.

Aber nicht Jeder hat Lust, daran Theil zu nehmen, denn es ist auch nur eigentlich ein Spiel für das junge Volk, und besonders unter den „vornehmen" Ständen, seit sie sich mehr europäisirt oder vielmehr französirt haben, lange nicht mehr so in Ehren gehalten wie in früherer Zeit.

Damals soll es ein wahres Volksfest gewesen sein, an dem Arm und Reich gleich Theil nahm und sich dem „Spiel" mit wilder, ungebändigter Lust hingab. Jetzt setzt sich die haute-volée am Tag vorher auf die Bahn, fährt nach Chorillos hinaus und überläßt die Stadt dem wilden Uebermuth derer, die eben an dem tollen Spiel Theil nehmen wollen oder durch ihre Geschäfte oder sonst wie an die Stadt gebunden, nicht fort können und nun drei Tage lang als Schlachtopfer dienen, wo sie sich nur auf der Straße blicken lassen.

Die Familien aber, welche in Lima bleiben, besonders wenn junge Mädchen im Hause sind, die an dem „Spiel" Theil nehmen wollen, richten sich schon im Voraus vollkommen darauf ein. Die unteren Räume bleiben fest geschlossen und in der ersten Etage werden die vorderen Zimmer von allen guten Möbeln, besonders von Spiegeln und zerbrechlichen Gegenständen, geräumt und nur das Nothwendigste darin gelassen.

Die Damen selber, von denen sich keine in diesen drei Tagen auf der Straße sehen läßt, haben jeden Putz abgelegt und sind nur in waschbare Ueberwürfe gekleidet, und die Häuser, welche noch nicht mit der eben erst begonnenen Wasserleitung versehen waren, hatten schon tagelang vorher und für schweres Geld einen Vorrath von reinem Wasser anfahren lassen, der in allen nur erdenkbaren Gefäßen, mit Blechbechern und Tassen daneben, in den verschiedenen Gemächern vertheilt stand.

Der Carneval dauert drei Tage, und in diesen drei Tagen, wenn auch nicht Alles erlaubt ist, geschieht doch Alles, was nur der Uebermuth dem jungen Volk eingiebt. Aber am ersten Tag beginnt es nur spärlich, fast noch schüchtern, man hat sich noch nicht so recht wieder hineingelebt.

Nur die Vorbereitungen zeigen sich schon in allen Cigarrenläden, Bäckerstuben, Restaurationen und Materialwaaren-Handlungen wie an allen Straßenecken, wo große Körbe voll ausgeblasener und wassergefüllter Eier den Haupt-Verkaufsartikel für diese Tage bilden.

Eigentlich besteht auch das ganze Carnevalsvergnügen nur darin, daß die Damen über Vorbeigehende Wasser aus den Fenstern schütten und die Herren dann von der Straße aus — als die einzige Art, wie sie sich revanchiren können — die wassergefüllten Eier auf die versteckten Schönen und auch in die Zimmer schleudern. Beim Beginn des Werfens und auch noch am zweiten Tage sind diese Eier dann mit wohlriechendem Wasser gefüllt; sobald aber der Kampf einmal hitzig wird und nicht genug Zufuhr an Eiern herbeigeschafft werden kann, fällt das wohlriechende Wasser weg und das reine Element nimmt seinen Platz ein, ja, nichtswürdige Cholo-Jungen füllen auch wohl die Eier aus den die Stadt durchströmenden Kanälen und lassen sich trotzdem für den Odeur bezahlen. Die Werfenden selber erfahren ja doch nicht gleich, ob sie betrogen worden, und klagen die Damen nach dem Carneval

über die erlittene Mißhandlung mit schlechtem Wasser, wo sind dann die Jungen.

So hatte auch der Carneval am ersten Tag in Lima begonnen, und wie gewöhnlich war das polizeiliche Verbot erlassen, weder mit Wasser aus den Häusern zu gießen, noch wassergefüllte Eier in die Fenster zu werfen; aber wer kümmerte sich darum! Ja, als der Präsident selber am Morgen des ersten Tages auf die Bahn hinausfuhr, um sich ebenfalls in Chorillos in Sicherheit zu bringen, wurde sein eigener Kutscher völlig durchgeweicht, und Eier klatschten auf den geschlossenen Wagen nieder, wie bei einem Hagelwetter. Der alte Herr selber saß aber trocken darin, lachte über das tolle Volk und — ließ es eben gewähren. Es war ein Spiel das austoben mußte, und in drei Tagen, sobald man es ruhig sich selber überließ, in der natürlichsten Weise sein Ende erreichte.

Aber besonders am ersten Tage waren die sonst so lebendigen Straßen wie ausgestorben, denn das eigentliche „Spiel", wie man es dort nennt, hatte noch nicht begonnen und begann auch nicht an dem Tage, und doch konnte sich kein anständig gekleideter Mann auf der Straße sehen lassen, ohne sicher zu sein, daß ihm bald aus dem,

bald aus jenem Fenster halbe oder ganze Kübel übergeschüttet wurden. Trotzdem fehlte noch der Eifer, mit dem das später geschah; man that es nur en passant, und die es betraf, ärgerten sich, weil sie bis jetzt noch als vereinzelte Fälle galten und von Begegnenden ausgelacht wurden. Das fiel am dritten Tag vollkommen weg, denn einen trockenen Menschen gab es da nicht mehr, ausgenommen, er trat eben aus einem Haus heraus, und selbst in den eigenen Familien waren sie nicht mehr sicher, denn man brauchte Opfer und schonte Niemanden.

Mitten durch diesen Lärm ritt dann manchmal mit den schweren, eisernen Hufschlägen eine Patrouille Cavalerie, die Carabiner scharf geladen, langsam durch die Straßen der Stadt, um angeblich die „Ordnung aufrecht zu erhalten" — aber, lieber Gott, was konnten sie gegen den Uebermuth einer Stadt ausrichten? Der arme Officier kam gewöhnlich am schlechtesten weg. Er hatte Ordre, das Wassergießen aus den Fenstern nicht zu leiden, und wußte von vorn herein, daß er es nicht verhindern konnte. Er wollte es ja auch gern ignoriren, aber es ging nicht. Von allen Seiten gossen sich über ihn selber die Becher aus; es war ordentlich, als ob man blos auf die

Patrouille gewartet hätte, um allen Vorrath von Wasser aufzusparen, und während die Soldaten wenig oder gar nichts davon erhielten und schmunzelnd hinter ihrem Officier drein ritten, schwamm dieser ordentlich in seinen Stiefeln und hatte keinen trockenen Faden am Körper.

Selbst die Jungen, welche mit ihren Eierkörben an den Ecken standen, boten ihm, wie zum Hohn, diese zum Verkauf an; aber er sah auch die Jungen nicht. Er war entschlossen, nichts zu sehen, und führte das mit einer Consequenz durch, die nichts zu wünschen übrig ließ.

Sämmtliche Officiere betragen sich dabei auf das liebenswürdigste; aber es sind ja auch nur Damen, gegen die sie einen Krieg unternehmen müßten, wollten sie wirklich den gegebenen Befehlen nachkommen. Auch wer den Befehl gab, wußte von vorn herein, daß er nicht befolgt werden würde; es war nun einmal so alter Gebrauch, wie das Gießen selber, und Niemand weiter kehrte sich daran.

Draußen, in der äußersten Vorstadt nach Chorillos zu, liegt ein ordentliches Negerviertel, wo besonders die Waschfrauen ihr Domicil aufgeschlagen haben, und in kleinen, engen und schmutzigen Lehmhütten hausen. Weiße vermeiden den Platz,

besonders nach Dunkelwerden, denn wenn man sie nicht einfach überfällt und beraubt, dürfen sie doch fest darauf rechnen, insultirt und verhöhnt zu werden. Die Schwarzen sind ja frei geworden, und es giebt jetzt kein frecheres, übermüthigeres Volk unter der Sonne, wie eben diese frei gewordenen Sclaven, die oft in tollem Uebermuth gar nicht mehr wissen, was sie nur anstellen sollen. Von den Weißen werden sie deshalb auch so viel wie möglich gemieden, und so drängen sie sich vor, daß schon Abends keine anständige Dame mehr auf der Plaza spazieren geht, was in früheren Zeiten eben der fashionable Spaziergang war, und wo man sich eigentlich hauptsächlich zeigte und erging. Damals freilich durfte auch kein Neger diesen paseo betreten, während sie lachend und schwatzend den Platz jetzt fast allein innehalten.

In dieser Vorstadt nun herrschte die ganzen drei Tage hindurch schon am frühesten Morgen ein viel regeres Leben wie selbst in der Stadt, denn hier draußen hatte der tolle Carneval schon mit Tagesanbruch begonnen, und alle Fenster spieen auf den unglücklichen Vorübergehenden ordentliche Katarakte von oft nichts weniger als sauberem oder gar wohlriechendem Wasser aus. Wer aber hieher kam, gehörte in diese Gesellschaft oder paßte

wenigstens zu ihr, und Niemand von Allen war da auf einen feinen Scherz gefaßt. Bekam man eine Ladung Wasser über, so mußte man nur froh sein, wenn nicht der ganze Kübel nachfolgte.

Die Leute wußten zuletzt auch wirklich nicht mehr, wie sie ihrem Uebermuth in vollem Maße Luft machen sollten, und Reihen widerlicher, durchnäßter und entsetzlich ausdünstender alter Negerweiber pflanzten sich auf Tischen und Stühlen dicht an die Schienen der vorbeigehenden Bahn hin, um, wenn der Zug kam, der hier gleich vor dem Bahnhof schon einbremsen mußte, ganze Eimer und Wannen in die offenen Waggons und über die unglücklichen Passagiere auszuleeren.

Es war der dritte Morgen, und man hätte glauben sollen, daß sich die Leute von den Anstrengungen der letzten beiden Tage erschöpft gefühlt haben müßten — aber Gott bewahre! Heute im Gegentheil wurden die größten Anstrengungen erst gemacht; heute wurde Alles vorgesucht, was man noch als einen Trumpf ausspielen konnte, und ganze Gruppen zogen sogar verkleidet und maskirt durch die Straßen und setzten einzelne Häuser, von denen aus sie überschüttet wurden, durch ein förmliches Eier-Bombardement in Belagerungszustand.

Den Negern und „farbigen Leuten", so viel sie sich auch in ihrem eigenen Viertel ergötzen und so tollen Muthwillen sie da treiben konnten, war aber doch nicht gestattet, dasselbe gegen Weiße auszuüben, solche natürlich ausgenommen, die sie in ihren eigenen Quartieren aufsuchten. In der Stadt selber durften sie sich unter einander begießen, so viel sie wollten, ließen sich aber z. B. junge Negermädchen, die bei Peruanern in Dienst standen, einfallen, aus deren Fenstern vorübergehende Weiße zu begießen, so wurde das gewöhnlich sehr ungnädig aufgenommen, und man protestirte entschieden gegen einen solchen „Mißbrauch des Carnevals."

Schwarze hätten es deshalb auch nicht wagen dürfen, in den Straßen mit gefüllten Eierschalen nach den Fenstern von Weißen zu werfen; man würde augenblicklich über sie hergefallen sein, und nur in vollkommener Verkleidung konnte es ein Mulatte oder Neger ungestraft riskiren.

So rüstete sich auch jetzt wieder im Negerviertel eine kleine Gruppe von Mulatten zu einem solchen Umzug, den sie durch die Stadt halten wollten, und wo sie besonders darauf zu sehen hatten, daß sie nicht allein das Gesicht und die wolligen Haare, sondern auch zugleich noch Nacken

und Hände verdeckt hielten; aber Jemand stand zwischen ihnen, der wahrlich dort nicht hingehörte und in diese Umgebung nicht recht paßte.

Es war Perteña in einer Art Phantasie-Anzug, mit aufgeschlitztem Wamms, gelben Reiterstiefeln und Messingsporen, einem Calabreser-Hute mit rother Straußenfeder auf, und eine breite italienische Schärpe umgehangen. Eine volle Maske, die sein ganzes Gesicht verdecken sollte, lag noch neben ihm auf dem Tisch, und jetzt war er nur beschäftigt, die drei anderen Gehülfen, welche mit derlei Kleidern nicht recht umzugehen wußten, anzuziehen und in Stand zu setzen.

Er hatte eben einen ziemlich robusten Mulatten unter der Arbeit und paßte ihm eine Kapuze über, die seinen ganzen Nacken verdeckte, ihm aber auch fast den Athem benahm, weil sie links und rechts an die Maske anstieß. —

„Santa Maria," stöhnte dieser, „draußen die Hitze, und all' das Zeug um Einen herumhängen; wenn mich der Schlag nicht unterwegs rührt, ist es ein einziges Wunder!"

„Sie werden Dich schon abkühlen draußen, mein guter Scipio," lachte ein Anderer, der sich ebenfalls eine Maske anprobirte; „warte nur,

wenn Du den Señoritas erst unter die Fenster kommst!"

„Und wenn sie's herausbekommen, daß wir Mulatten sind," brummte Scipio halblaut vor sich hin, „nachher setzt's kein Wasser mehr, aber heillose Prügel, und komm' Einer heut' einmal dem ausgelassenen Volk unter die Hände!"

„Bah," sagte der Zweite wieder, indem er seine Maske noch einmal abnahm und Corona's Gesicht darunter zeigte, „glaubst Du, ich hätte mich dem Spaß angeschlossen, wenn es eben mehr als ein Spaß wäre und übel ablaufen könnte? Und fahren wir denn nicht in einem Wagen wie richtige Caballeros, den Eierjungen mit den Vorrathskörben vorn auf dem Bock? Zehn, zwölf solcher Wagen durchziehen heute die Stadt, und die einzige Gefahr ist die, daß wir in den engeren Straßen einmal ein paar Kübel Wasser zu gleicher Zeit über Bord nehmen, und vielleicht den alten Wagenkasten vollsaugen."

„Sie haben Recht, Señor Corona," sagte Perteña ernsthaft. „Gefahr ist nicht die geringste dabei, so lange wir nur nicht erwischt werden, und dafür natürlich müssen wir aufpassen. Das geht ja aber mit allen Unternehmungen so, und da Sie bei dieser Sache wirklich weiter nichts zu

thun haben, was Sie nur im geringsten compromittiren könnte, so dürfen Sie sich derselben mit allem Eifer hingeben. Es ist nichts als ein Carnevalsscherz, was Sie davon zu wissen brauchen, und das Uebrige trägt Ihnen nur Nutzen und gar keine Gefahr. Aber sind wir denn jetzt endlich fertig? Caballeros, ich muß Ihnen das Zeugniß geben, daß Sie zu Ihrer Toilette mehr Zeit gebraucht haben, wie eine Dame! Und Du, Sam," wandte er sich jetzt zu einem vollblütigen Neger, der mit breitem Grinsen dabei gesessen und den sämmtlichen Vorbereitungen zugesehen hatte, „brauchst natürlich gar keine Maske vorzuthun! Du fährst Deinen Miethwagen, und wenn Dich später einmal Jemand fragen sollte, wen Du gefahren, so antwortest Du einfach: „Was weiß ich's! Caballeros, die mich auf der Straße angenommen und bezahlt haben! Wer fragt da nach einem Namen!" — und nun fort, meine Herren, es muß schon wenigstens zehn Uhr sein, und die Sache ist voll im Gange! Du weißt das Haus, Sam, in Calle de Valladolid?"

„Versteht sich; gut genug — und nachher?"

„Bleibst Du ruhig vor dem Hause halten und kümmerst Dich um nichts. Apropos, der Bursche

ist doch ordentlich instruirt, daß er mit der Leiter zur rechten Zeit eintrifft?"

„Sorgen Sie nicht um den, Señor," sagte Scipio durch seine Maske; „der ist schlau genug und weiß genau, was er zu thun hat."

„Bueno!"

Etwa eine Viertelstunde später verließ Sam, der dort seinen Miethwagen einstehen hatte, den Hof mit vier verkleideten Caballeros, die Niemand hatte kommen sehen. Aber wer achtete an diesem Tag darauf — und als der Wagen rasch aus dem Thorweg hinausgefahren war, um aus dem Bereich der nächsten Fenster zu kommen, kümmerte sich kein Mensch mehr darum.

Einmal in der andern Straße, veränderte der Wagen aber seine Physiognomie noch ein wenig. Sam holte aus einer dortigen Restauration eine große italienische Flagge, die hinten daran befestigt wurde; eben so wartete dort ein kleiner Bursche mit seinem Eiervorrathe, den man schon vorher dorthin bestellt. Er mußte mit auf den Bock steigen und zwei von den Körben mit hinaufnehmen. Den dritten nahmen die vier im Wagen sitzenden Personen selber zwischen sich, und so rollte das Fuhrwerk rasch dem „lustigen Spiel" entgegen in die Stadt hinein.

In seinem nicht übermäßig geräumigen Zimmer im Hôtel saß General Franco heute nicht wie gewöhnlich in der kurz aufgespannten Hängematte, sondern ging mit raschen Schritten in dem Gemach auf und ab und rief nur dann und wann einmal ungeduldig seinen Burschen, um sich nach dem „Officier" zu erkundigen und zu erfragen, ob er sich noch nicht an einer oder der andern Thür des Hôtels habe sehen lassen.

Draußen wüthete der Carneval: lautes Jubeln und Jauchzen, Schreien und Lachen tönte von der Straße herauf, und in dem gerade gegenüberliegenden Haus wurde eine ordentliche Schlacht geliefert, aber Franco sah es nicht. Was kümmerte ihn der wilde Jubel gleichgültiger Menschen, der alberne Carneval überhaupt, der seine Plane nur noch weiter hinaus schob, weil ja an diesen Tagen nichts unternommen werden konnte! Bittere Flüche murmelte er zwischen den fest zusammengebissenen Zähnen durch und ungeduldig stampfte er den Boden, wenn der Erwartete noch nicht, noch immer nicht erschien.

Und Franco hatte allerdings einige Ursache, übler Laune zu sein, denn alle die Pläne, welche er noch in Ecuador auf Castilla's Unterstützung gebaut, waren wie ein luftiger Traum in Wind

und Duft zerstoben. Selbst noch in den letzten Tagen hatte er sogar die Hoffnung nicht aufgegeben, den Präsidenten für sich zu gewinnen, und trotz aller Nebenpläne und Intriguen ihn um eine Audienz bitten lassen, um neue Anknüpfungen zu machen. Der alte Herr hatte ihm aber, statt einer freundlichen Aufnahme, sagen lassen, „wenn er ruhig in Lima bleiben wolle, möge er sich auch ruhig verhalten“ — weiter nichts, und in dem kleinen Mulatten kochte jetzt Neid, Bosheit, Rache und Haß so wild durch einander, daß sein Gesicht eine ordentlich grüngelbe Farbe annahm und seine geschlitzten, überdies sehr kleinen Augen so fest zusammen gezogen waren, daß die Linse kaum dann und wann wie ein dünner Strahl hindurch blitzte.

Und Niemand kam heute — Corona, der ihm so fest versprochen hatte, Nachricht zu bringen, blieb auch aus, und Oberst Desterres — seine ganze Hoffnung ruhte auf dem Obersten — ließ kein Wort von sich hören, schon den ganzen Carneval hindurch. Es war rein zum Verzweifeln, und Franco, der nur in Ausnahmefällen und Abends nach Dunkelwerden seine „Höhle“ verließ, wurde noch weit mehr von Ungeduld und Erwartung gequält, weil er gar nichts thun konnte, dem zu

begegnen, sondern eben still ausharren mußte, bis seine Abgesandten und Bevollmächtigten zurückkamen, um ihn aufzusuchen.

So war es fast Mittag geworden, als seine Vorsaalthür, ohne daß vorher angeklopft worden, rasch geöffnet wurde und der längst erwartete Oberst Desterres gerade dazu kam, wie Juan und der andere Negerjunge — Franco's Bedienung — eben dabei waren, die Chocolade zu trinken, welche sie am Morgen vielleicht zur Feier des Carnevals heimlich für sich gemacht. Wie der Blitz fuhren sie aber mit dem Topf in die Ecke hinein, und Juan war auch im nächsten Moment schon drinnen bei seinem Herrn, um den willkommenen Besuch anzumelden.

„Nun, lieber Oberst," sagte hier Franco, aber heute mit halbunterdrückter Stimme, „wie weit sind wir? Ich habe eine ordentliche Sehnsucht nach Ihnen gehabt. Seien Sie aber heute vorsichtig und sprechen Sie leise, denn der verdammte Carneval hat Alle im Haus gehalten und die Zimmer sind fast sämmtlich besetzt. Bringen Sie gute Kunde?"

„Ich denke, ja," sagte der Oberst, sich ohne Weiteres in das Sopha werfend, so daß augenblicklich rechts und links von ihm eine ordentliche

Wolke von Staub in die Höhe stieg. Keiner der beiden Männer nahm aber die geringste Notiz davon, denn sie waren Beide an etwas Derartiges gewöhnt und hatten auch jetzt in der That den Kopf voll anderer Dinge. — „Aber wie weit sind Sie?"

„Zum Auslaufen fertig, Oberst — zum Auslaufen fertig," erwiderte der ungeduldige kleine Mann, und mußte sich Mühe geben, seine Stimme zu dämpfen. „Ja, das Feuer brennt mir jetzt sogar auf den Nägeln, denn vor vier Tagen habe ich dem kleinen amerikanischen Schooner, der Callao anlief, die ganze Waffenladung, tausend Stück Bajonnet-Gewehre, abgekauft, mit der Bedingung, daß er sie selber nach Guajaquil bringt und von mir in der Zwischenzeit für jeden Tag, den er unnützer Weise hier versäumt, ein bestimmtes Lagergeld bekommt. Den Schooner muß ich jetzt fortschicken, denn an Land nehmen darf ich hier die Waffen nicht, und kommt er eher nach Guajaquil als wir, so legt Flores natürlich Beschlag darauf."

„Da drängt die Zeit freilich," nickte der Oberst mit dem Kopf, „aber die Waffen können wir auch gut gebrauchen, und ich hoffe doch jetzt, daß

der Schooner nicht voraus in Guajaquil eintreffen soll, und wenn er selbst morgen ausliefe."

„Und ist endlich etwas beschlossen?"

„Ja," sagte der Oberst leise; „heute ist der letzte Tag des Carnevals. Morgen Nachmittag kommt Castilla in die Stadt und wird drei oder vier Nächte hier schlafen, um die indeß aufgelaufenen Geschäfte zu beseitigen, und übermorgen früh mit frühestem Morgen, denke ich, werden wir Lima durch eine vollkommen ungeahnte Neuigkeit überraschen können."

„Und die Dampfer?"

„Müssen den nämlichen Tag noch auslaufen," sagte der Oberst, „das versteht sich von selber, denn eine Nacht dürfen wir den Seeleuten gar nicht zum Ueberlegen gestatten. Das geht nachher Alles Schlag auf Schlag, und Sie sollen sehen, General, das Volk wird so verblüfft über die vollendete Thatsache sein, daß wir auch nicht den geringsten Widerstand zu fürchten haben. Ich bin fest überzeugt, daß in der ganzen Revolution, die kaum eine Stunde dauern wird, nicht einmal ein Schuß fällt."

„Desto besser," sagte Franco, dem gar nichts daran lag, vielleicht noch selber in einen Volksaufruhr hineingezogen zu werden und sein Leben

in Gefahr zu bringen. „Ich habe schon genug Blut gesehen und bin nicht weiter gierig danach. Lassen Sie die Sache um Gottes willen so friedlich als möglich abmachen, ja, ich selber hätte nichts dagegen, Castilla unbelästigt zu lassen, wenn wir ihn eben nur dazu zwingen könnten, seine Ansprüche an Ecuador wieder aufzunehmen, denn setzt sich Flores erst einmal im Lande fest, so ist er nur im Stande, das durch einen großartigen und blutigen Krieg zu erreichen, was ihm jetzt durch ein Wort zufällt."

„Ich dächte, Sie kennten doch den Alten," sagte der Oberst, „um zu wissen, daß bei dem nichts in Güte auszurichten ist."

„Ich fürchte es fast," seufzte Franco.

„Gut, dann bleibt uns auch nichts übrig, als den Weg fortzuschreiten in den wir einmal eingebogen sind."

„Und wie ist Ihr Plan? Bitte, sprechen Sie leise, die Wände haben in dem verwünschten Gebäude Ohren."

„Uebermorgen früh," flüsterte der Oberst, „wird das Palais mit Tagesanbruch besetzt. Mein Regiment darf allerdings nichts davon wissen, aber das —te ist unserer Sache treu ergeben, und Castilla wird entweder gefangen oder, wenn er

den geringsten Widerstand leistet, über den Haufen gestochen. Es bleibt überhaupt das Sicherste, ihn aus dem Weg zu schaffen. Solch ein Gefangener ist ein sehr gefährlich Ding, denn wie er den Fuß einmal wieder in's Freie setzt, ist seine Partei auch auf's Neue oben."

„Ich meine auch," sagte Franco, der dicht vor dem Obersten stehen geblieben war, und ihm jedes Wort vom Munde lauschte, „daß es das Beste sein wird, den Alten unschädlich zu machen. Nicht als ob er uns etwa noch schaden könnte, wenn wir erst einmal Fuß auf ecuadorianischen Boden gesetzt haben, aber — Perus selber wegen, mein' ich. Das Land kommt sonst aus seinen Revolutionen gar nicht mehr heraus, und vielfach ist es sogar auch für uns besser, wenn wir mit der ersten Bewirthschaftung des neuen Landes nicht zu sehr gestört werden. Sie verstehen doch, was ich damit sagen will, Oberst?"

„Vollkommen," nickte dieser mit dem Kopf; „das Schlimme bei dem Ganzen ist nur, daß wir die Sache nicht in der Gewalt haben. Ich kann weiter nichts dabei thun wie abdrücken; ist die Kugel dann einmal aus dem Lauf, so nimmt sie die eine Richtung, und kein Teufel kann sie zurückhalten! Wir müssen uns dann ganz auf das

heiße Blut der jungen Leute verlassen, die an dem Morgen das Heft in Händen haben."

„Sie werden sich natürlich nicht selber dabei betheiligen?" sagte Franco, der indessen gerade das Gegentheil wünschte, es aber doch nicht gut aussprechen konnte.

„Nein," sagte der Oberst trocken, „ich stehe hinter den Coulissen und lasse nur meine Marionetten spielen. Machen mir die Dummheiten, gut, so ist es ihr eigener Schade, und ich bin selber nicht weiter dadurch compromittirt."

„Alle Wetter," sagte Franco, über diese neue Entdeckung doch etwas erschrocken, „dann kann aber auch die ganze Sache mißlingen!"

„Bester General," sagte der Oberst, „Alles in der Welt kann mißlingen. Es giebt gar nichts, dessen man gegen jede Eventualität vollkommen sicher wäre, und deshalb gerade besteht die Hauptklugheit eines Diplomaten darin, daß er ungesehen, ja, ungeahnt hinter vollkommener Deckung, seinen Streich führt, der, wenn er wirklich mißlingt, ihm ungestörte Gelegenheit giebt, seine Kräfte in aller Ruhe zu sammeln und noch einmal auszuholen. Sie wollen doch wahrhaftig nicht, General, daß wir Alles, selbst unser Leben auf eine

Karte setzen sollen? Wir hätten Sie ja dann selber dabei compromittiren müssen!"

General Franco ging mit raschen Schritten, mit der linken Hand das Kinn heftig reibend, auf und ab; denn jetzt, wo es zur Entscheidung kommen sollte, durchschaute er auch den Letzten, auf den er sich glaubte verlassen zu können, und fand, daß der ihn selber genau so behandelte, wie er geglaubt hatte ihn in Händen zu haben, als willenloses Werkzeug nämlich. Aber es war in diesem Augenblick nichts, gar nichts weiter daran zu thun; er mußte der Sache eben ihren Lauf lassen, und wenn sie glückte, gut, dann war es eben gelungen, und wenn sie mißglückte, dann saß er mit seinem Waffenvorrath, für den er so ziemlich sein ganzes disponibles Vermögen ausgegeben hatte, in Lima fest, und was dann werden sollte, darüber zerbrach er sich jetzt vergeblich den Kopf.

Ob der Oberst durchschaute, was in dem Kopf des kleinen Conspirators vorging? Schwerlich. Es war seine schwache Seite, anderer Leute Gedanken zu errathen; aber er lächelte doch still vor sich hin, denn er überlegte sich eben, wie schlau er Alles angefangen habe, und wie der Einzige, der darum wisse, daß er eigentlich hinter dem Ganzen stecke,

so durch Bande des Blutes, aber viel mehr noch durch die Hoffnung seiner einstigen Erbschaft an ihn gefesselt sei, daß er von dieser Seite auch nicht für einen Moment Gefahr zu fürchten brauche.

„Und was sagt Ihr Bruder zu dem Ganzen?“ unterbrach ihn plötzlich der General, indem er vor ihm stehen blieb und ihn mit fragendem Blick ansah.

„Mein Bruder?“ rief erstaunt der Oberst. „Aber glauben Sie denn um Gottes willen, General — halten Sie mich denn für so leichtsinnig, daß ich meinem Bruder, der Alles von diesem Präsidenten erwartet, etwas Derartiges auch nur habe ahnen lassen? Da wären wir ja von vorn herein verloren gewesen!“

„Aber Ihr eigener Bruder wird Sie doch nicht verrathen?“

„Meinen Sie? Er hätte sich vielleicht herbeigelassen, mir vorher einen leisen Wink zu geben, Peru so rasch als möglich zu verlassen; aber das wäre das Aeußerste gewesen, was ich von ihm hätte erwarten können. Im Gegentheil, daß er nichts davon weiß, giebt mir größere Sicherheit, falls der Plan doch noch mißlingen sollte!“

„Sie reden in Einem fort, als ob Sie ziemlich fest darauf rechneten, daß er mißlingen würde,“

sagte Franco ungeduldig. „Ich fürchte, ich bin selber zu offen gegen Sie Alle gewesen, und werde es am Ende nachher allein zu büßen haben!"

„Fürchten Sie nichts, General," sagte der Oberst, von seinem Sitz wieder aufstehend; „Niemand hat einen Anhalt an uns Beiden, und gelingt unser Streich, wie ich fest hoffe, so sind gerade wir es, die den Nutzen davon ziehen. Rechnen Sie darauf, daß wir übermorgen Abend schon an Bord des Dampfers, mit drei anderen bewaffneten Fahrzeugen hinter uns, gen Guajaquil auf dem Weg sind. Die Ueberraschung dort wird dann schon für uns ein halber Sieg werden, denn wir treffen den Feind unvorbereitet und brauchen wirklich nur Besitz von der Stadt und ihren Schätzen zu nehmen. Jetzt aber muß ich wieder nach Hause; ich wollte, ich wäre nur erst durch die Straßen, das Volk weiß heute nicht, was es vor Uebermuth machen soll."

„Und die Verschwörung?"

„Blüht indessen lustig fort," lachte der Oberst; „gerade jetzt haben die jungen Officiere, lauter Leute, die sich damit in einer Stunde vom Unterlieutenant zum Major hinaufschwingen wollen, ihre Zusammenkunft. Mein lustiger Neffe präsidirt, und ich selber werde in der nämlichen Zeit

nach Chorillos hinausfahren, um Seiner Excellenz meine Aufwartung zu machen. Haben Sie keine Angst, General," fuhr er lachend fort, als er den raschen und auch wohl mißtrauischen Blick bemerkte, den Franco auf ihn warf; „wenn ich dabei ein doppeltes Spiel spiele, so ist es nicht gegen Sie, auf dessen Seite meine ganze Zukunft liegt, sondern gegen den Alten, der mich nie hat leiden können und mich das fühlen ließ, wo sich ihm immer die Gelegenheit dazu bot. Nun, vielleicht ist übermorgen seine Farbe nicht mehr Trumpf, und dann wollen wir doch sehen, ob ich's ihm nicht wett machen kann."

„Ich sähe Sie gern noch einmal vorher."

„General," sagte der Oberst kopfschüttelnd, „je weniger wir jetzt noch zusammen kommen, desto besser, denn ich habe immer eine Heidenangst, wenn ich das Hôtel betrete. Heute, glücklicher Weise, fällt man nicht auf, wenn man sich nach Kräften einhüllt, und ich habe meinen alten Regenmantel umgehangen. Uebermorgen früh um zehn Uhr aber bin ich bei Ihnen, offen und ungenirt, und bis dahin bitte ich Sie, daß Sie Ihre Koffer gepackt und in Ordnung haben, damit wir keine Stunde länger aufgehalten werden, als eben unumgänglich nöthig ist."

„Seien Sie versichert, lieber Oberst,“ sagte Franco, „daß Sie auf mich nicht warten sollen, denn mir brennt, wie gesagt, der Boden hier unter den Füßen. Also übermorgen?“

„Eine Flasche Champagner könnten Sie schon bis übermorgen früh bereit haben,“ lächelte der Oberst, „um auf das Wohl der neuen Republik zu trinken. Also auf Wiedersehen, lieber General!“ und mit raschen Schritten trat er in den Vorsaal, um dort, wie er das stets that, vorher nachsehen zu lassen, ob die Luft auf dem Gang rein sei.

Im Vorsaal selber kauerte aber schon eine Persönlichkeit, die seine Entfernung äußerlich ruhig, aber nichtsdestoweniger mit großer Ungeduld erwartet hatte; Mestozzi, der sich dort, vielleicht unbewußt sinnbildlich, zwischen zwei Stühle hinein auf einen niederen Schemel gesetzt hatte und den Rauch einer kleinen Papiercigarre — es war die neunte, welche er in der Stellung rauchte — in die Luft blies. Aber wie sah das unglückselige Menschenkind aus!

Bis auf die Haut durchnäßt, daß sich selbst da, wo er kauerte, eine ordentliche Pfütze gebildet hatte, schien er einen grünen Anstrich auf die gelbe Haut bekommen zu haben: wenigstens liefen

ihm grüne Streifen von dem wolligen Haar hinab über das Gesicht und seine Kleider nieder.

Der Oberst sah sich die Gestalt mißtrauisch an und ahnte wahrlich nicht, daß der Bursche die künftigen ecuadorianischen Generals-Epauletten in der Tasche trug oder wenigstens zu tragen glaubte. Da er ihn aber blos für ein vom Carneval mißhandeltes Individuum hielt, das hier Schutz gesucht hatte, achtete er nicht weiter auf ihn, beantwortete Mestozzi's ehrerbietiges Aufstehen durch ein leises Kopfnicken, warf den Mantel um sich her und verließ bald darauf, fest eingehüllt, das Hôtel, um seinen beabsichtigten Besuch in Chorillos abzustatten.

Unmittelbar nach dem Obersten betrat Mestozzi Franco's Zimmer, und der General, obgleich gar nicht in der Stimmung, lachte doch laut auf, als er den ersten Blick auf die arg zugerichtete Persönlichkeit seines unglücklichen Freundes warf. Aber das verblüffte Gesicht desselben machte ihn auch wieder stutzig.

Der Mulatte sah übrigens in der That so aus, als ob er eine Unglücksbotschaft brächte, und doch war es weiter nichts, als daß der arme Teufel nicht wußte, wie er mit Señor Corona stand, dessen Ueberwachung ihm übertragen worden.

„Ist etwas vorgefallen?" rief ihm der General entgegen, wie er nur den ersten komischen Eindruck dieser Erscheinung überwunden hatte.

„Vorgefallen — was?" fragte der Mulatte bestürzt. „Ich weiß von nichts! Santa Maria, haben Sie mich erschreckt!"

„Aber was zum Henker schneidet Ihr denn auch so ein miserables Gesicht! Ihr seht aus, als ob Ihr eine Todesnachricht brächtet?"

Der Mulatte lachte verlegen und sagte dann:

„Nein, Excellenz, so schlimm ist's nicht; eigentlich bringe ich gar keine Nachricht."

„Aber wie seht Ihr denn aus?" fragte Franco — „das grüne Wasser tropft ja fortwährend von Euch herunter!"

„Ja," sagte Mestozzi, „gehen Sie einmal heute durch die Stadt, Excellenz, und sehen Sie dann, ob Sie trocken durchkommen! Da ist ja kein Haus, wo nicht wenigstens ein paar Eimer Wasser im Fenster stehen, und man kann Gott nur noch danken, wenn Einem blos das Wasser über den Hals gegossen wird! Ich habe aber heute einen ganzen Blechkübel auf den Kopf bekommen, daß ich ordentlich in die Kniee brach und ein paar Minuten gar nicht wußte, wo ich eigentlich war!"

„Und was bringt Ihr mir?"

„Bringen, Excellenz?“ sagte Mestozzi, der sich nicht erinnerte, dem Expräsidenten jemals etwas gebracht zu haben, wie sein eigenes Selbst — „eigentlich gar nichts; nur über Corona möcht' ich....“

„Ha, was ist mit dem? Hab' ich Recht gehabt?“ rief Franco rasch.

„Ja, eigentlich,“ sagte Mestozzi, „ist gar nichts mit ihm; nur seine Gesellschaft gefällt mir nicht so recht die letzte Zeit, und heute bin ich gar nicht aus ihm klug geworden.“

„Aber was ist denn mit ihm? So redet doch einmal!“ rief Franco, ungeduldig werdend. „Mit wem hat er denn verkehrt, mit Freunden von Castilla?“

„Das will ich gerade nicht sagen, aber mit ganz regelrechten, unverfälschten Negern,“ fuhr der Mulatte mit Entrüstung fort, „mit denen sich selbst ein weißer Señor nicht entblödet vertraulichen Umgang zu haben!“

„Ein weißer Señor, und wer ist das?“

„Ein Señor Perteña,“ berichtete Mestozzi, der sich in der That nicht geringe Mühe gegeben hatte, Alles aufzuspüren was mit seinem Freund Corona in Verbindung stand.

„Und steht dieser Perteña mit Castilla in Verbindung?“

„Er hat erst vor ein paar Tagen eine Audienz bei ihm gehabt und verkehrt viel mit dem Finanzminister.“

„Wirklich? Aber was hat das mit den Negern zu thun?“ fragte der Expräsident, der aus dem Allen nicht klug werden konnte.

Mestozzi brauchte einige Zeit, um sich zu sammeln, denn eine längere Rede war ihm eine zu ungewohnte Sache. Dann aber erzählte er Franco auch in einem Zug, und ohne die geringste eigene Combination, blos nach dem, was er selber mit eigenen Augen gesehen hatte, wie Corona schon seit einiger Zeit mit diesem Weißen eng verkehrt habe und wie sie heute zusammen — jener Perteña hatte ihn selber abgeholt — in das richtige, gemeine Negerviertel gegangen seien. In das Haus selber hatte ihnen natürlich Mestozzi nicht folgen können, aber sie von gegenüber beobachtet, und nach etwa einer Stunde waren sie verkleidet zusammen heraus und in die Stadt hineingefahren.

Hier nun schien der arme Teufel die größten Schwierigkeiten überwunden zu haben, um ihnen ungesehen zu folgen; denn wo er sich heimlicher Weise hatte an einer Häuserreihe hindrücken oder hinter

einer Ecke warten wollen, war er aus dem nächsten Fenster so erbarmungslos mit Wasser und, als erkannter Mulatte, nicht einmal immer mit wohlriechendem, beschüttet worden, daß er die Behandlung zuletzt nicht mehr im Stande war zu ertragen. Bis in die Calle de Valladolid hatte er ausgehalten, wo der Wagen vor einem der Häuser hielt und die Fenster mit ganzen Vorräthen von eingekauften Eiern bombardirte. Aus dem Hause selber hatten sich die Einwohner, ein paar junge Damen, auch wacker vertheidigt; als aber dann jener Perteña mit Corona und noch ein paar Vermummten eine Leiter herbei holten und in das Fenster hinein stiegen, während er selber indessen unter einem kleinen Balcon verdeckt stand und dort, wie er glaubte, in völliger Sicherheit zuschauen wollte, hatte sich plötzlich in dem Balcon selber eine Klappe geöffnet und ihn mit völlig grün gefärbtem Wasser so übergossen, daß er nicht mehr aus den Augen sehen konnte und nur hinaus in die Sonne flüchtete, um sich einigermaßen abzutrocknen.

Franco lachte; er durchschaute den etwas tölpelhaften Mulatten natürlich rasch, der sich allen Mißhandlungen geduldig ausgesetzt hatte, nur um ein paar wilden Burschen auf ihrem Carnevals-

gang zu folgen. Freilich sah er selber nicht das geringste Gefährliche dabei, und daß ein Weißer, dieser Señor Perteña, dessen Namen er nie gehört und der deshalb auch von keiner Bedeutung sein konnte, mit ein paar Farbigen einen tollen Carnevalsstreich ausführte, nun, das entschuldigte die Zeit, und draußen auf der Straße machten es hundert Andere eben nicht besser.

Hätte Corona aber verrätherische Absichten gehabt, so würde er sich nicht bei einem Carnevalsscherz betheiligt haben. Der arme Mestozzi war dabei wirklich entsetzlich zugerichtet; aber Franco wußte schon, wie er ihm alles Ungemach erleichterte.

„Mein lieber Freund," sagte er, indem er ihm wieder eine Unze in die Hand drückte, „ich bin Euch recht herzlich für die Mühe dankbar, die Ihr Euch meinetwegen gegeben. Jetzt geht aber nach Hause, zieht Euch trockene Kleider an und trinkt einen scharfen Grog, daß Euch das kalte Bad nicht schadet. Um Eines aber bitte ich Euch — der Carneval erreicht mit dem heutigen Tag sein Ende; sollte Señor Corona noch m o r g e n mit dem Weißen so intimen Umgang haben, so laßt es mich umgehend wissen, denn dann ist es allerdings nöthig, daß wir auf unserer Hut sind. Ist das aber nicht der Fall, dann braucht Ihr erst morgen

Abend spät wieder hieher zu kommen. Ich rechne dann aber darauf, Euch Alle hier zu sehen, weil wir Wichtiges zu besprechen haben."

Mestozzi hätte gern noch einige Fragen an seinen „Meister" gerichtet; einestheils fühlte er sich aber wirklich in den durch und durch geweichten Kleidern zu unbehaglich, und dann sehnte er sich auch danach, von der Unze Gebrauch zu machen, und so, nur mit einigen kurz abgebrochenen Danksagungen, stand er von seinem Stuhl auf und verließ, so rasch er konnte, das Hôtel.

9.

Der Ueberfall.

In der Calle de Valladolid wurde indessen, nicht minder als in der übrigen Stadt, tüchtig „gespielt,“ und Lydia Valière, die rasch auf den Scherz einging und Vergnügen an dem tollen Wesen fand, war bald eine der Ausgelassensten von Allen. Aber sogar die sonst so ruhige und stille Adele schien heute wie ausgewechselt zu sein und trieb den Muthwillen fast noch wilder als Lydia selber.

Schon am vorigen Abend hatten sie alle Kübel, Flaschen, Caraffen, Becken und Schalen, kurz, Alles, was nur irgend Wasser halten wollte, füllen und bereit stellen lassen, und da sich Madame Deringcourt nicht ganz wohl fühlte, so war der

eigentliche Kampfplatz in Lydia's Zimmer hinüber verlegt worden.

Natürlich hatte man vorher die unteren Fenster, die außerdem auch noch eiserne Gitter trugen, fest verschlossen. Eben so war die Hausthür verriegelt, Lydia's Balcon aber in ein Vorwerk der Festung verwandelt worden, von dem aus man, halb gedeckt, die ganze Front des Hauses und die Hälfte der Straße vollkommen gut beherrschen konnte.

Beide junge Damen waren weiß gekleidet, eigentlich nur in Morgenröcke, denn große Toilette wurde an diesen Tagen nicht gemacht, die Haare nur von einem Netz zusammengehalten, und Adele hatte noch außerdem ein paar schon einmal zu diesem Zweck verwandte Knicker oder kleine Sonnenschirme zum Umklappen herbeigebracht, mit deren Hülfe sie sich besser gegen die von unten herauf geschleuderten Eier schützen konnten.

Der erste Angriff geschah etwa um neun Uhr, wo Señor Desterres mit einem ganzen Korb mit wohlriechendem Wasser gefüllter Eier vor dem Hause Posto faßte und den Kampf eröffnete, und die beiden jungen Damen an jeder Ecke des Balcons hatten ihn bald von oben herab so durchweicht, daß er ordentlich triefte. Unterstützt wurden sie dabei lebhaft von einer dicken Mulattin,

Adelens Dienerin, die das Wasser mit einem wahren Feuereifer herbeischleppte und zuletzt gar eine als Bombe zu verwendende, gefüllte und verschlossene Calebasse brachte.

Der Junge, welcher den Eiervorrath trug, trieb sich nämlich immer unter dem Balcon umher, weil der sonst so steife Señor Desterres bald herüber, bald hinüber sprang, um den wohlgezielten Strahlen auszuweichen, und Lydia paßte jetzt ihre Zeit ab und schleuderte die Calebasse mit so glücklichem Wurf mitten in den Eierkorb hinein, daß sie dort eine furchtbare Verwüstung anrichtete. Der Vorrath war total vernichtet, und von dem spöttischen Lachen der Damen verfolgt, mußte sich der Angreifer zurückziehen, um neue Wurfgeschosse herbeizuschaffen.

Rafael hatte sich anfangs dem Spiel nicht anschließen wollen; aber es zog ihn doch unwillkürlich in die Gegend, wo Lydia wohnte, um wenigstens einmal zu sehen, ob sie sich dabei betheiligte. Er selber, ei, er brauchte ja nicht den tollen Unsinn mitzutreiben, nur sehen wollte er eben, was sie machten.

Schon am vorigen Tag hatte er sich aber auf der Plaza einen ordinären Hut für einen halben Dollar gekauft, die dort zu dem Zweck feil geboten

wurden, denn mit seinem guten Panama durfte er sich heute nicht in die Straße wagen, und wie er in die Calle de Valladolid einbog, begegnete er eben Desterres, der wie eine gebadete Maus vom Kampfplatz zurückkehrte.

Rafael lachte leise vor sich hin, beschleunigte aber fast unwillkürlich seine Schritte, denn er brauchte jetzt nicht mehr daran zu zweifeln, daß Lydia an dem peruanischen Leben, und zwar mit großem Eifer, Theil nahm. Vorsichtig hielt er aber doch die Mitte der Straße, denn verschiedene nasse Flecken vor den Häusern verriethen, wenn man auch noch Niemanden in den Fenstern erkennen konnte, daß muthwillige Schöne dahinter lauerten und nur auf den Moment warteten, den arglos Vorübergehenden mit einer Ladung zu überschütten.

Einige Mal entging er auch wirklich nur mit knapper Noth vortrefflich gezielten Güssen, die bis über die halbe Straße reichten, gelangte aber doch noch verhältnißmäßig trocken bis vor Deringcourt's Haus, wo auf Lydia's Flügel allerdings Fenster offen standen, aber kein menschliches Wesen zu erkennen war.

Die Nässe vor dem Haus verkündete indessen, daß hier vor noch ganz kurzer Zeit ein heißes Gefecht

geliefert worden. Hatten sich die Damen vielleicht jetzt gerade zurückgezogen, um andere Toilette zu machen? Rafael passirte das Gebäude ein paar Mal, aber immer noch mißtrauisch. Auf Deringcourt's Flügel waren sämmtliche Jalousien fest geschlossen; vielleicht war die Thür offen, und er konnte, als Neutraler, den Damen einen Besuch abstatten. Er ging quer über die Straße, um an die Thür zu pochen, und behielt dabei die geöffneten Fenster immer im Auge; aber er vernachlässigte den Balcon, und kaum befand er sich fast unter diesem, als eine der Jalousien an demselben aufflog und in demselben Moment auch ein kleiner, roth lackirter Gießer, der etwa einen drittel Eimer halten mochte, so direct über ihn ausgeschüttet wurde, daß auch kaum ein Tropfen dabei verloren ging. Lauter Jubel von ein paar lachenden Mädchenstimmen folgte dem geglückten Guß, während Rafael, der aus der gefährlichen Nähe zurückspringen wollte, aus dem Regen in die Traufe, oder eigentlich aus einer Traufe unter die andere kam.

Gegenüber, an der andern Seite der Straße, erwartete ihn nämlich ein ganz ähnlicher Empfang, denn die dort versteckten Mädchen hatten nur darauf gepaßt, ein Opfer herüber geschickt zu be-

kommen, und von zwei Seiten gerieth er in einen förmlichen Wasserstrahl.

„Caramba,“ rief der junge Mann lachend aus, indem er sich wie ein Pudel schüttelte, „da bin ich in die rechte Ecke hinein gekommen! Aber warten Sie, meine Damen, umsonst sollen Sie das nicht gethan haben, darauf können Sie sich verlassen, und da Sie mich doch nun einmal so zugerichtet, so will ich Ihnen auch beweisen, daß ich mich rächen kann!“

„Haben Sie mir nicht erzählt, Don Rafael,“ rief Lydia jetzt lachend aus dem Fenster, „daß es in Lima nie regnet? Wie mir scheint, sind Sie doch heute Morgen feucht geworden!“

„Warten Sie nur, Señorita,“ rief Rafael, indem er sich scheu vor dem Fenster zurückzog, „das sollen Sie büßen!“ Und so rasch ihn seine Füße trugen, lief er die Straße hinab, um sich selber einen Eiervorrath zuzulegen. Er war plötzlich Feuer und Flamme für den Kampf geworden.

Es dauerte auch nicht lange, so kehrte er zurück, und die Damen fanden hier einen gefährlichen Gegner, denn Rafael war ein wahrer Meister im Werfen, und fehlte sein Ziel fast nie. Dabei wußte er aber mit der größten Sicherheit so zu treffen, daß er den Damen durch einen heftigen Wurf

nicht weh thun konnte. Nur gegen Fensterkreuz und Rahmen schleuderte er die Eier, so wie die Damen sich diesen nur näherten, wo sie dann von dort aus mit dem Rosenwasser überschüttet wurden.

Wehe aber der dicken Mulattin, wenn sie sich im Bereiche eines Geschosses blicken ließ, denn so wie sie nur mit einem Wasservorrath den Kopf zeigte, saß ihr eines von den Eiern auch mit solcher Gewalt geschleudert mitten vor der Stirn, daß es zu Atomen zersplitterte und die Mädchen sich dann darüber todtlachen wollten. Die dicke Person war schon gar nicht mehr an ein Fenster zu bringen.

An Rafael hatten sich indessen noch ein paar junge Leute, Bekannte von Deringcourts, angeschlossen, und der Kampf wurde immer hitziger.

Als sie im besten Feuern waren, bog ein Wagen um die Ecke und kam die Straße herunter; die italienische Fahne wehte daran, und eine Garibaldi ähnliche Figur, mit drei anderen dicht Vermummten im Innern, stand darin und unterstützte mit sicherem Wurfe die Belagerer. Das Ziel draußen war aber zu verführerisch, wenn man auch die Herren im Wagen nicht kannte. Sie hatten sich in Wurfsnähe getraut und selber die Feindseligkeiten begonnen, und ein tüchtiger Kübel Was-

ser, von Lydia's Hand gesandt, traf den verkleideten Garibaldi wie ein Spritzenstrahl auf die Brust.

Eine kleine Salve von Eiern folgte nach, und dann fuhr der Wagen unter dem Lachen der Darinsitzenden langsam weiter, um seine Geschosse auch gegen die übrigen Fenster zu richten. Die jungen Leute vor dem Hause achteten auch nicht weiter darauf, denn es war etwas zu Allgewöhnliches, derartige Fuhrwerke durch die Straßen fahren zu sehen.

Immer wilder tobte indessen der Kampf, bis den Damen oben der Vorrath ausging, oder die Geschosse von unten auch vielleicht zu derb und dicht fielen. Da bekam die Mulattin Befehl, die Fenster zu schließen, als Zeichen des Waffenstillstandes, und kaum ließ sie sich sehen, als sie eine volle Salve gegen Stirn und Brust erhielt. Aber es half nichts, naß war sie doch einmal, und mit fest geschlossenen Augen gelang es ihr endlich, die Fenster anzuziehen.

Die Herren unten zogen sich indeß ebenfalls zurück, um vor allen Dingen erst einmal ihre Kleider zu wechseln und dann mit einem neuen Eiervorrath zurückzukehren. Sie waren einmal warm geworden, und beschlossen, nun auch den Kampf

bis Sonnenuntergang, wo das Werfen überhaupt eingestellt wurde, durchzuführen.

Etwa eine halbe Stunde später öffneten sich die Fenster wieder, und vorsichtig schaute zuerst die Mulattin, die immer als Zielscheibe vorgeschoben wurde, heraus, um zu sehen, ob keine unmittelbare Gefahr drohe, oder wer überhaupt in der Nähe sei. — Von den früheren Kämpfern war übrigens noch keiner wieder zu entdecken; nur der Wagen mit der italienischen Flagge bog wieder um die Ecke und kam langsam die Straße herab, während die darin Sitzenden nach rechts und links die gefüllten Eier aussandten, und dafür solche Güsse zurück erhielten, daß das Wasser ihnen schon unten aus dem Wagen lief.

Vor Deringcourt's Haus hielten sie wieder an, und die muthwilligen Mädchen, denen indeß die Zeit schon lang geworden war, konnten die Gelegenheit nicht vorübergehen lassen, ohne ein paar Gefäße über die vermummten Ritter auszuschütten. Es waren ja überhaupt „alte Bekannte,“ mit denen sie schon vorher ihre Schüsse gewechselt hatten, und ungestraft konnte man doch an diesem Tag keinen Wagen langsam unter einem Fenster vorbeifahren lassen.

Die im Wagen Sitzenden richteten sich jetzt

auf und erwiderten das Feuer, aber so ungeschickt, daß sie den Damen immer vollkommen Zwischenzeit ließen, gerade in rechter Wurfesweite förmliche Wasserstürze auf sie niederzusenden, bis sie plötzlich besser zu treffen anfingen

Die arme Mulattin bekam zuerst drei Eier zu gleicher Zeit und mit solcher Gewalt in's Gesicht geworfen, daß sie ordentlich hintenüber stürzte, und Lydia wie Adele wurden ebenfalls blitzesschnell getroffen und überschüttet. So leicht wollten sie sich aber nicht für besiegt erklären, und wieder und wieder arbeiteten die Blechbecher, die den Strahl herunter sandten. Aber den vier Werfenden konnten sie nicht lange die Spitze bieten. Wo sich nur ein Arm oder Kopf sehen ließ, wurde er getroffen, und als die Mulattin jetzt noch einmal das Fenster schließen wollte, war es ordentlich, als ob es Eier auf sie gehagelt hätte, und mit einem Schrei fuhr sie wieder zurück.

Die Damen ließen sich jetzt nicht mehr am Fenster sehen; aber in der Hitze des Gefechts, und um besser von verschiedenen Seiten beikommen zu können, waren die Vermummten schon vorher aus dem Wagen gesprungen und hatten jetzt mit solcher Geschicklichkeit geworfen, daß sich die Nach-

barschaft für die Sache zu interessiren begann und lachend zuschaute.

Dadurch aber, daß sich die Damen vom Fenster zurückzogen, verloren die Werfenden ihr Ziel. — An der andern Seite der Straße war ein Schwarzer mit einer Leiter herunter gekommen und ebenfalls stehen geblieben, um dem Kampfe zuzusehen. Auf diesen sprang der eine der Verkappten, derselbe, der wahrscheinlich Garibaldi vorstellen sollte, zu, und wollte dem Mann die Leiter wegnehmen. Dieser weigerte sich anfangs, aber ein ihm in die Hand gedrücktes Geldstück schien ihn rasch zu beruhigen.

Der Vermummte nahm die Leiter und brachte sie selber nach dem gegenüber befindlichen Fenster. Er trug auch nicht, wie seine Kameraden, Handschuhe, sondern zeigte eine weiße, schön geformte Hand, an der besonders ein großer Brillant funkelte. Der Verkappte mußte jedenfalls ein vornehmer Señor sein.

Jetzt war die Leiter angesetzt und „Garibaldi“ machte Anstalten, sie zu ersteigen. Kaum aber war er etwa zur Hälfte oben, als die Mulattin, da man aus Lydia's Zimmer wohl an den gegenüber befindlichen Fenstern gesehen hatte, wie draußen etwas Außerordentliches vorging, mit einem gan-

zen Kübel Wasser an's Fenster gestürzt kam und diesen, so wie sie die Leiter bemerkte, in einem vollen Guß über den Vermummten ausschüttete.

Der Kletternde mußte sich in dem Augenblick wirklich mit beiden Händen an der Leiter halten, um nicht im wahren Sinn des Wortes hinuntergespült zu werden, und ein ordentliches Jubelgeschrei der Vorübergehenden oder aus den benachbarten Fenstern lohnte den kühnen Guß der Gelben. Aber ihr Triumph sollte nicht lange dauern, denn vier oder fünf Eier flogen ihr zugleich nach dem Gesicht. War es nun Zufall oder absichtlich aus Bosheit geschehen, daß sich auch ein wirkliches Ei zwischen die mit Wasser gefüllten gemischt hatte, aber ein solches traf die unglückliche Mulattin gerade auf die Nasenwurzel, mitten zwischen die Augen hinein. Völlig geblendet, fuhr sie zurück, und den Moment benutzte der Vermummte, um mit kühnem Schwung das Fensterbrett zu gewinnen.

„Schafft Eier hinauf, rief er laut zurück, „ich halte indessen das Fenster!" Und ihm nach kletterten, jeder einen Handkorb voll Eier in der einen Hand, die Uebrigen.

In der Straße hatte man indessen diesem Haussturm mit Lachen zugesehen, denn derartige Auftritte waren besonders am letzten Tage des Carne-

vals gar nicht Seltenes. Man setzte natürlich immer voraus, daß die „Spielenden" auch schon gute Freunde, oder wenigstens Bekannte wären, und nahm immer Partei für die Sieger, ob sie nun durch kräftige Güsse abgeschlagen wurden, oder wirklich triumphirend die vertheidigte Festung erstürmten.

Dort ging es dann gewöhnlich entsetzlich wild her. Die Eindringenden, die den Kampf mit ihren Wurfgeschossen in solcher Nähe aufgaben, suchten sich gewöhnlich so rasch als möglich aller dort aufgestellten Wassergefäße zu bemächtigen und sie zur Strafe über die schönen Eigenthümerinnen selber auszugießen. So viel ist sicher: alle Bande der Ordnung und steifen Grandezza waren in diesem Augenblick gelöst, und in den Häusern schwamm Alles, tropfte durch die leichtgebauten Decken in den unteren Stock und weichte die Tapeten von den Wänden.

Aus den gegenüber liegenden Häusern beobachtete man indessen noch mit besonderem Interesse den sich jetzt im Innern entspinnenden Kampf. Da sich dieser aber aus der, überhaupt halb düstern Stube rasch in das dahinter gelegene Zimmer hinüberzog, ließ sich da auch weiter nichts erkennen.

Lautes Lachen, und ein paar Mal ein weiblicher Aufschrei oder Kreischen — dann war Alles ruhig, und die Nachbarn erwarteten jetzt gespannt den Rückzug der Angreifer, der ihnen, wie es schien, abgeschnitten worden.

Der Schwarze nämlich, von dem man die Leiter entlehnt, hatte nicht länger Lust zu warten, und als die Vermummten nicht gleich zurückkamen, ging er erst einmal an das Haus und rief hinauf, und da ihm Niemand antwortete, nahm er seine Leiter und ging unter dem Beifallsruf der Umstehenden die Straße hinab.

Viel geduldiger nahm der Kutscher die Sache und schien seinerseits nicht die geringste Eile zu haben. Oben war Alles ruhig geworden, er aber saß regungslos auf seinem Bock, und da sich die Straße wieder von Menschen geleert hatte, so fing man jetzt an, ihn von den gegenüber liegenden Häusern zur Zielscheibe zu nehmen.

Da er in der Mitte der Straße hielt, war der Wurf allerdings etwas weit; dann und wann aber traf ihn doch ein oder der andere Guß, ohne ihn jedoch im geringsten außer Fassung zu bringen, ja, als ein paar dort wohnende muthwillige junge Burschen eine lange Spritze herbeigeschafft hatten und ihn zuletzt unter den vollen Strahl brachten,

daß er wie unter einer permanenten Gießkanne saß, wich er noch immer nicht vom Platze, zog nur den Hut fester in's Gesicht, seinen Rockkragen in die Höhe und hielt still. Was schadete auch in der glühenden Sonne solch ein kühler Schauer!

Bertrand hatte in der besprochenen Zeit, am zweiten Tag des Carnevals, nicht in die Stadt kommen können. Er war etwas unwohl gewesen und fürchtete sich, in der Sonne zu reiten. Länger hinausschieben mochte er es aber auch nicht und, Carneval oder keiner, den französischen Consul traf er doch zu Hause. So ritt er denn am andern Tag, also am dritten, mit dem Versprechen, Abends gewiß wieder zurück zu sein, in die Stadt.

Den französischen Consul fand er allerdings zu Hause, schien dem Herrn aber nicht recht gelegen zu kommen; denn daß mit dieser Sache eine Menge von Umständen verbunden sein würde, ließ sich denken, und einmal in die Hand genommen, durfte der Franzose sie auch nicht wieder fallen lassen, sondern mußte sie als eine nationale durchführen.

Monsieur Lacoste ließ sich aber trotzdem einen genauen Bericht erstatten. Er wußte allerdings, daß die Insulaner hieher gebracht und nach angeblichen Contracten an verschiedene Hacienderos vermiethet waren, hatte sich aber nicht weiter darum bekümmert; denn die Südsee ist groß, und nur wenige Inseln darin wurden von den Franzosen beansprucht. Eine Klage war aber bis jetzt von keiner Seite eingelaufen; es lag also nicht der geringste Grund vor, gegen diesen Kulihandel einzuschreiten, denn hätte es der Consul „aus Rücksicht der Menschlichkeit" thun wollen, so wäre das als Mensch ganz ehrenwerth gewesen, aber als Franzose würde er sich blamirt haben, da seine Nation ja gerade den Kulihandel wieder in Aufnahme gebracht.

In der Geographie der Südsee war Monsieur Lacoste ebenfalls nicht besonders zu Hause; nach genauer Durchsicht einer vortrefflichen Karte stellte sich aber doch heraus, daß die bezeichnete Insel Raiateo wirklich zu jener Gruppe gehöre, die von den Franzosen als unter ihrem Protectorat stehend betrachtet wurde, wenn auch die Insulaner selber das bisher nicht anerkennen wollten. Jedenfalls schien es, als ob es jetzt wenigstens einem Theil derselben zu Gute kommen sollte, denn Monsieur

Lacoste hatte sich kaum von diesem Thatbestand überzeugt, als er auch selber entrüstet war über das an „französischen Unterthanen" verübte Verbrechen und Bertrand die bestimmte Versicherung gab, daß er sich lebhaft dafür verwenden wolle.

Er ließ sich jetzt vor allen Dingen die näheren Daten geben — den Namen des Schiffes und den des Capitäns wußte Bertrand nicht, doch das war vor der Hand Nebensache —: Tag der Ankunft und Namen der Contrahenten, die einen Theil der Insulaner in der veranstalteten Auction aufgekauft. Er wollte erst selber nähere Erkundigungen einziehen, ehe er sich direct an die Regierung wandte. Aber die Hauptsache blieb jedenfalls ein Dolmetscher, denn er selber konnte nicht mit den Insulanern verkehren.

Bertrand wußte da keinen andern Rath, als ihm Don Rafael zu empfehlen, obgleich er zweifelte, daß dieser sich gern dazu verstehen würde. Uebrigens lag ein französisches Kriegsschiff, „La Glorieuse", zufällig auf der Rhede, und an Bord dieser Fahrzeuge, die eine Zeit lang in der Südsee gekreuzt, fanden sich immer eine Anzahl von Individuen, die der verschiedenen Sprachen dieser Inselgruppen mächtig waren und leicht als Dolmetscher verwandt werden konnten. Es war so-

gar nothwendig, daß der Consul, ehe er in dieser Sache einen wirklich ernstlichen Schritt that, eine Unterredung mit dem Capitän der „Glorieuse“ hatte, und er versprach Bertrand, diese am nächsten Morgen zu besuchen — heute konnte kein Mensch von ihm verlangen, daß er sein eigenes Haus verließ, um sich draußen von der übermüthigen Jugend fast ersäufen zu lassen.

Das war Alles, was Bertrand heute erreichen konnte, und auch genug, denn wenn sich der französische Consul erst wirklich einmal der Sache annahm, so durfte er fest darauf rechnen, daß er sie durchführen würde. Uebrigens war der Consul auch hier in seinem guten Recht, denn er brauchte von der Regierung nichts weiter zu verlangen, als daß die bestraft würden, die ein Verbrechen verübt hatten, und daß man die befreite, die widerrechtlich so lange als Sclaven gehalten waren. Etwas Einfacheres gab es gar nicht in der Welt.

Bertrand begab sich von hier direct nach Deringcourt's Haus, denn er hatte diesem versprochen, dort sein Mittagsmahl einzunehmen, sobald er wieder in die Stadt käme. Allerdings war das heute mit Hindernissen verbunden, aber, lieber Gott, was schadeten im schlimmsten Falle ein paar

Becher reinen Wassers! So ließ er denn sein Pferd dort stehen, wo er es eingestellt hatte, und begab sich zu Fuß nach der allerdings ziemlich fernen Calle de Valladolid.

Die Plaza erreichte er auch ohne besondere Fährlichkeit. Quer dort hinüber haltend, wollte er jetzt in die nach der Calle de Valladolid führende Straße einbiegen und suchte unter den ersten rechts gelegenen Balcon zu schlüpfen, um von hier erst einmal einen Ueberblick über die Straße zu gewinnen. Einige Terrainkenntniß war wirklich nöthig, um an diesem Tag die verschiedenen Gassen zu passiren.

Kaum aber hatte er den Fuß unter den Vorbau gesetzt, so fuhr er auch mit einem Seitensprung zurück, bei dem er den Hut verlor und fast in die Mitte der Straße gelangte, denn mit einem furchtbaren Krach und Poltern schien das ganze Haus über ihm zusammen zu brechen. Ehe er sich aber nur von seinem ersten Schrecken erholt hatte, hörte er schon das jubelnde Lachen und Toben um sich her und besaß peruanische Erfahrung genug, um zu wissen, welcher List er eben zum Opfer gefallen.*) Wie er nun, halb

*) Die Damen in Lima füllen nämlich an diesem Tage Säcke mit Glasscherben, Blech, Stücken Eisen und allerlei

ärgerlich, halb über sich selber lachend, wieder zurück nach seinem Hut sprang, schienen sich alle Schleusen des Himmels zu öffnen, denn solche Wasserstürze kamen über ihn her, daß er fast das Gleichgewicht verlor.

In der ersten Ueberraschung flüchtete er dabei nicht an dieser gefährlichen Stelle vorüber und in die Straße weiter hinein, sondern unwillkürlich auf die freie Plaza zurück, wo ihm allerdings nichts weiter geschehen konnte, er aber auch wieder die von allen Seiten bedrohte Stelle passiren mußte, wenn er die Calle de Valladolid erreichen wollte.

Bertrand wußte aber hier Hausgelegenheit. Er brauchte gar nicht von vorn Deringcourt's Haus zu erreichen, denn bis zur andern Straße hinüberführend lief ein kleiner Garten von Deringcourt's Wohngebäude ab, der an seinem unterne Ende an das Grundstück eines französischen Conditors stieß, und von da aus auch durch eine

---

tönenden Dingen und lassen dieselben, an einem festen Strick hängend, bis dicht über die Köpfe Vorübergehender herunter stürzen, so daß diese meinen müssen, das ganze Haus breche und poltere über ihnen zusammen. Es ist fast nicht möglich, seine Ruhe dabei zu bewahren, und man muß zusammenschrecken.

kleine Seitenthür in die andere Straße ausmündete. Der Weg dahin war auch ziemlich betreten, denn Deringcourts schickten ihre Dienstboten immer dorthin, um bei dem Franzosen das, was sie an Brod und Gebäck oder Conditoreiwaaren gebrauchten, holen zu lassen.

Diesen Weg schlug Bertrand jetzt ein; er führte durch eine verhältnißmäßig ruhige Straße. Nur einige vereinzelte nasse Flecken an den Seiten der Häuser verriethen wenigstens die Stellen, wo man aufpassen mußte, und des Franzosen Haus besonders deckte ein langer Balcon, von dem aus der Conditor kein „Spiel" duldete, um sich die Gäste nicht damit fortzuscheuchen.

Das Local des Franzosen war heute außergewöhnlich stark besetzt, denn wer an dem Tag einen trockenen Platz hatte, hielt den eben, so lange er konnte. Bertrand blieb aber nicht lange, ließ sich nur, um etwas zu verzehren, ein Glas Anisette geben und schritt dann durch die Hinterthür in den Hof hin, durch diesen in den Garten, fand Deringcourt's kleine Pforte, wie das gewöhnlich der Fall war, offen und betrat gleich darauf das Grundstück seines Freundes. Daß es in dessen Hause aber nicht so ruhig zuging, wie bei dem Conditor, merkte er bald, denn wil-

des Kreischen von Frauenstimmen und tieferes Lachen tönte dazwischen.

„Das ist wildes Volk,“ murmelte Bertrand zwischen den Zähnen durch; „ob denn nicht die Frauensleute heute alle wie vom Bösen besessen sind! Gott sei Dank nur, daß die Geschichte heute Abend mit Sonnenuntergang aufhört! Mir ist's überdies schon ein Räthsel, wie sie's nur drei Tage ausgehalten haben!“

Mit den Gedanken hatte er die Hinterthür zu Deringcourt's Haus erreicht und wunderte sich schon, daß sie gegen alle Gewohnheit offen stand, denn sonst war sie meist immer von innen verriegelt und man mußte an einer kleinen Glocke ziehen, um Einlaß zu erhalten. Wie er aber eben öffnete, brachen ein paar vermummte Gestalten heraus.

Nun wußte Bertrand recht gut, daß derlei Muthwille im Carneval oft genug getrieben wurde, aber die stille Flucht derselben kam ihm schon verdächtig vor. Auch das Rufen im Hause machte ihn stutzig; ehe er aber nur einen festen Gedanken fassen konnte, flogen ihm ein halbes Dutzend Eier, die mit Essig gefüllt sein mußten, denn es zerbiß ihm fast die Augen, in's Gesicht, er fühlte sich bei

Seite geworfen und hörte, wie noch mehr Fliehende an ihm vorüber eilten.

„Halt! Diebe!" schallte es aus dem Haus heraus, und Bertrand, den Schmerz gewaltsam verbeißend, sprang zu und fuhr dem Letzten, der an ihm vorüber wollte, nach der Kehle; aber ein Messer schnitt ihm über die Hand, und als er erschreckt losließ, schleuderte ihn der Gehaltene bei Seite und war im Nu hinter den Genossen her. Nur ein Stück bunten Kattunlappens von dem Ueberwurfe des Vermummten behielt er in der rechten Hand.

Oben bei Deringcourts, und zwar in Lydia's Stube, hatte sich indessen eine nicht im geringsten zu dem Carneval passende Scene abgespielt. Die beiden jungen Mädchen nämlich, von der Mulattin unterstützt, wehrten zuerst den Angriff der Vermummten aus dem Wagen heraus so lange als möglich ab; da diese aber den Spaß zu derb trieben und die Damen nicht im geringsten schonten, sondern nach Kopf und Gesicht die Eier, und noch dazu mit voller Gewalt, schleuderten, daß solch ein Wurf ordentlich schmerzte, zogen sie sich von den Fenstern zurück, was gewöhnlich als ein Zeichen galt, daß man einen Waffenstillstand wünsche. Das laute Lachen und die verschiedenen Zurufe

auf der Straße verriethen ihnen aber bald, daß die Fremden den Kampf noch nicht aufgegeben hatten, und die Mulattin wurde mit dem Kübel an's Fenster geschickt, um dieses zu vertheidigen. Wie sie empfangen ward, wissen wir, und Lydia rief:

„Das ist sicher der ungeschlachte Señor Benares mit seinen plumpen Späßen; dem werd' ich aber tüchtig den Text lesen!"

„Ich will lieber Papa rufen," sagte Adele eingeschüchtert, „es sind doch am Ende ganz fremde Leute!"

„Die würden das nie gewagt haben," rief die viel muthigere Lydia; „aber laß nur, hier herauf können sie doch nicht!"

Ein Schrei Adelens antwortete ihr, denn in dem Moment erschien die Gestalt des verkleideten Garibaldi auf dem Fenstersims. Fast unwillkürlich wollten die beiden jungen Mädchen jetzt wieder nach ihren einzigen Waffen, den Blechbechern greifen, um das Eindringen abzuwehren, aber es war zu spät. Mit einem Satz war der Fremde im Zimmer und schleuderte, so lange er sich noch in der Nähe des Fensters befand, die mit herauf gebrachten Eier nach ihnen; als sie sich aber von den Würfen in die hintere Stube, in die sie auch das ganze Vorderzimmer ausgeräumt hatten, zu-

rückzogen, folgte er ihnen, und hier nahm das „Spiel" bald einen andern Charakter an.

Lydia sah noch, wie drei andere dunkle Gestalten der ersten in ihr Gemach folgten, und jetzt selber mit einem unbestimmten Gefühl von Gefahr den unheimlichen, verhüllten Fremden gegenüber, wollte sie eben aus der Thür fliehen, um Hülfe herbei zu holen, als des Ersten Hand ihren Arm ergriff und er mit durch die Maske gedämpfter Stimme rief:

„Einen Schrei und Sie sind des Todes!"

In demselben Moment hatte einer der Nachfolgenden die Mulattin mit einem Schlag seiner Faust zu Boden geworfen, während ein Anderer auf Adele zusprang, um sich ihrer zu versichern. Trotz der Drohung stießen jetzt beide Mädchen einen markdurchschneidenden Schrei aus; aber der Führer der Schaar hatte schon mit einem seiner Leute ein paar flüchtige Worte gewechselt, und Lydia wie Adele fühlten sich im nächsten Augenblick von einem Paar eiserner Arme gefaßt und zu Boden gedrückt, eine schwere Hand lag auf ihren Lippen und ein Messer funkelte vor ihren Augen.

Adele machte den Räubern die wenigste Mühe, sie war vor Schreck gleich ohnmächtig geworden; Lydia aber, durch die Todesdrohung nicht im ge=

ringsten eingeschüchtert, rang mit dem Burschen, der sie hielt, aus Leibeskräften, aber freilich umsonst. Wie in einem Schraubstock hielt er sie umfaßt, und der Führer, der sich mit einem einzigen Blick überzeugt hatte, daß er seine Opfer in sicheren Händen wußte, rief lachend:

„So recht, Campañeros, haltet mir nur den kleinen Teufel fest, dann will ich im Handumdrehen mit unseren Geschäften fertig sein. Nun sag' einmal, mein Schatz, wo hast Du denn all' Deine Kostbarkeiten versteckt? Das sieht ja hier brillant in dem Zimmer aus und kein Teufel kann sich da zurecht finden!"

Aufgeräumt war allerdings nicht viel; denn die beiden Mädchen hatten nur Alles aus Lydia's Zimmer in das Hinterstübchen getragen, um es vor Nässe zu schützen, und hier war das nur eben aus dem Weg geschoben, daß man vorbei konnte — morgen wurde ja doch wieder Ordnung gemacht. Der Fremde erwartete aber keineswegs eine Antwort auf seine Frage, denn noch während er sprach, war er zu einer dort stehenden Commode gesprungen, um diese vor allen Dingen zu visitiren.

Die erste oder obere Schublade, die halb offen stand, enthielt freilich nur Wäsche; kaum hatte er

aber die mittlere herausgezogen, als er ein wahres Gewirr von kleinen, sehr geschmackvoll gearbeiteten Saffian-Etuis erblickte und jubelnd ausrief:

„Gefunden! Aber Schatz, Du hast ja einen ganzen Juwelierladen geplündert! Nun, zum Betrachten haben wir jetzt freilich keine Zeit, das können wir nachher zu Hause bequemer haben. Gieb Deinen Eierkorb her, Kamerad!"

„Hier, Señor," rief der eine der Burschen, indem er ihm den verlangten Korb reichte.

„Bravo!" rief jener. „Der wird aber nicht einmal Alles halten; noch einen andern, und dann füllt Eure Taschen, die Ihr freie Hände habt; die Mulattin liegt still genug!"

Im Nu war Alles aus der Schublade geräumt; eine untere Schublade erwies sich aber noch reichhaltiger als die obere, denn sie zeigte einen kleinen Sack mit Dublonen und einen größeren mit halben Dollarstücken.

„Bravissimo!" lachte der Dieb vor sich hin, indem er den kleineren Sack barg und den größeren vorhob. „Hier, Eure Taschen auf, und nun fort — wir dürfen zufrieden sein!"

Der Bursche, der Lydia hielt, sprang gierig vor, um seinen Theil ebenfalls in Empfang zu nehmen. Den Moment benutzte das junge Mäd-

chen, um mit gellender Stimme um Hülfe zu rufen.

„Alle Teufel,“ zischte der Führer zwischen den Zähnen durch. „Das geht nicht, das zieht uns die Nachbarschaft auf den Hals! Hier, Sip, trag' Du das, und nun fort, so rasch Euch Eure Füße bringen können!“

Drüben im Gang schlug eine Thür und Schritte wurden laut.

„Fort!“ lautete der Warnungsruf, und mit einem Satz war der Bursche aus der Thür und die kleine Gartentreppe hinunter. Die Uebrigen folgten ihm, und während Lydia wieder und wieder ihren Hilferuf erschallen ließ, sprang Deringcourt vom Gang herüber. Aber der Gang hatte eine Thür an dieser Seite, die von innen verriegelt werden konnte. Der eine Mulatte ersah seinen Vortheil, schlug sie zu und schob den Riegel vor, und ehe sie der wüthend dagegen stürmende Franzose aus einander brechen konnte, waren die Räuber mit ihrer Beute im Garten und flüchteten dort, den ihnen begegnenden und überraschten Bertrand beseitigend, zwischen die Häuser hinein und auf die andere Straße hinaus.

Da sie ihren Raub aber in den geleerten Eierkörben geborgen hatten, fiel es heute natürlich

Niemandem auf — wer trug heute keinen Korb — und daß sie rasch über die Straße sprangen — wer wußte denn, welchen tollen Streich sie wieder ausüben wollten! Wenige Minuten später waren sie in Sicherheit, und die Verfolger konnten jetzt sehen, wie sie ihrer in dem Gewirr von Straßen wieder habhaft wurden.

10.
Der Polizeibesuch.

In der Calle de Valladolid waren die Nachbarn indessen auch unruhig geworden, denn das Lachen oben in den offenen Räumen hatte aufgehört und der wiederholte Hülfeschrei klang nicht gerade, als ob da Scherz getrieben würde. Nur der Wagen beruhigte sie wieder, der noch immer geduldig seine Herren erwartete und sich um den Lärm da oben wenig kümmerte. Die Vermummten durften doch nicht wagen, droben Unfug zu treiben, wo sie durch das Wegnehmen der Leiter sogar eingeschlossen und gefangen waren.

Nichtsdestoweniger sammelte sich nach und nach eine Anzahl von Neugierigen vor Deringcourt's Haus und aus den gegenüberliegenden Fenstern vergaß man selbst das Wasserschütten, nur in der

Erwartung, wie das Intermezzo drüben enden würde. Darüber aber sollten sie nicht mehr lange in Zweifel bleiben. Deringcourt, der die Thür gesprengt hatte, erfuhr von Lydia, die eben mit der ohnmächtigen Adele beschäftigt war, in wenigen Worten das Geschehene, und Bertrand draußen treffend, flogen die beiden Männer durch die französische Conditorei auf die Straße hinaus.

Die Vermummten waren dort allerdings gesehen, aber nicht beachtet worden, und wohin sie sich gewandt? Wer wußte das jetzt noch, wer hatte ihnen auch nur nachgesehen! Wollten sie wirklich verborgen bleiben, so brauchten sie nur, was sie auch aller Wahrscheinlichkeit nach schon gethan hatten, ihre Vermummung abzuwerfen und ruhig ihres Weges zu gehen. Wer hätte sie aufgreifen, wer auf sie schwören wollen?

Die Cavallerie-Patrouille kam in diesem Moment gerade wieder die Straße herab, und von dem Geschehenen in Kenntniß gesetzt, sprengte die Hälfte derselben augenblicklich in die Calle de Valladolid hinüber, um dort noch irgend eine Spur zu suchen. Hier fiel ihnen natürlich gleich der Wagen auf, und nach einigen mit den Zuschauern gewechselten flüchtigen Worten erfuhr der Führer der Patrouille, daß das der nämliche Wagen sei,

der die Diebe hieher gebracht. Augenblicklich wurde das Fuhrwerk umzingelt und der Kutscher aufgefordert, Rechenschaft über sich und seine Fahrgäste zu geben.

Ueber sich? Er war Kutscher bei einem Señor in der Stadt, der die Miethwagen hielt, und heute Morgen in der Straße von den Vermummten angerufen und gleich für drei Stunden bezahlt worden, um sie, wie das im Carneval ja immer geschah, langsam in den Straßen umher zu fahren. Was sie dabei trieben? Was kümmerte es ihn! Die Fahne war nicht einmal sein Eigenthum und gehörte den Verschwundenen — er war weiter nichts als Kutscher und seine bezahlte Zeit um, sobald er hier noch eine halbe Stunde gehalten hatte. Nachher fuhr er fort. Was kümmerten ihn die Masken!

Aus dem Burschen war in der That nichts weiter heraus zu bekommen, und was er sagte, hatte auch den Schein der vollen Wahrheit; wie durfte er sonst, wenn ihn die Verbrecher wirklich etwas angingen, so geduldig hier halten bleiben und die Polizei erwarten? Der Führer der Patrouille notirte sich aber trotzdem seinen Namen und die Nummer seines Fuhrwerks, und er wurde

dann bedeutet, seiner Wege zu fahren, da er seine Fahrgäste wohl kaum noch einmal sehen würde.

Deringcourt und Bertrand eilten indessen, als sie die Polizei auf die Fährte gebracht und doch augenblicklich nichts weiter bei der Sache thun konnten, wieder zurück in das Haus, um dort erst einmal zu erfahren, wie Alles gekommen sei und was die Verbrecher eigentlich verübt hatten. Lydia war dabei die Einzige, welche ihnen Auskunft geben konnte, denn wenn sich Adele auch indessen wieder in der Mutter Armen erholt und selbst die Mulattin aufrecht in der Ecke saß und sich, unter bitteren Verwünschungen der verruchten Buben, das Blut von der Stirn wischte, wußte doch keiner von ihnen mehr als den Anfang des Einbruchs zu erzählen.

Nach Lydia's Berichte stellte es sich aber bald als nichts weiter als einen einfachen, gemeinen Diebstahl heraus, der nur die Carnevalsfreiheit benutzt hatte, um in das Haus zu dringen, wo man Pretiosen und Geld vermuthete, und doch war ihr der Führer der Masken eigentlich nicht wie ein gemeiner Dieb vorgekommen. Sie hatte seine mit Ringen bedeckte weiße Hand gesehen, wenn sie auch seine Gesichtszüge nicht erkennen konnte, und sein ganzes Benehmen schien nicht zu

dem seiner Gefährten zu passen. Uebrigens war ihr Alles an Werth gestohlen, was sie besaß, und zwar nicht allein, was sie hier mit ihrer Kunst verdient, sondern auch das selbst, was sie mit von Europa herüber gebracht — ein einziges, mit Brillanten besetztes Armband ausgenommen, das die Diebe, obgleich es mit in der Schublade gelegen, doch in der Eile übersehen hatten, und zufällig war es das kostbarste gewesen.

Aber die junge Französin ließ auch nicht eine einzige Klage über den Verlust ihres Besitzthums laut werden; nur um Adele war sie beschäftigt, hielt sie im Arm, küßte und drückte sie an sich und klagte sich nur immer an, daß sie die alleinige Schuld trüge, die dem armen Kind und ihren Eltern einen solchen Schrecken bereitet habe, und wollte sich darüber gar nicht beruhigen. Aber auch um die Mulattin zeigte sie sich besorgt, machte ihr kalte Umschläge, wusch ihr selber die Wunde aus, welche sie ihretwegen bekommen hatte, und zeigte sich so liebenswürdig und so ängstlich bemüht, die Gedanken der Uebrigen nur immer von dem Verlust abzulenken, den sie erlitten hatte, daß Bertrand selber ganz entzückt von dem Mädchen wurde.

Lydia ruhte aber auch nicht eher, bis er ihr

gestattete die Wunde zu verbinden, die er unten im Garten bekommen hatte. Glücklicher Weise war es nichts weiter als ein Fleischriß über die Hand, und unter den Thränen, welche Lydia dabei in die Augen gekommen waren, lachte das wunderliche Mädchen auch wieder und rief: es sei nur merkwürdig, daß fast alle Menschen, die es wirklich gut mir ihr meinten, bei diesem Ueberfall zu Schaden gekommen wären, während von ihren zahlreichen Anbetern auch nicht ein einziger als Ritter herbeigeeilt, aber deshalb auch nicht geschädigt worden sei. Sowie sie nun von ihrem Unfall hörten, würden sie alle unverletzt vor ihr erscheinen und sich pflichtschuldigst unglücklich fühlen, daß es ihnen nicht verstattet gewesen wäre, für sie zu sterben!

An dem Tag war übrigens nichts mehr zu thun und man mußte es der Polizei überlassen, ob sie vielleicht noch einen oder den andern der Uebelthäter aufspüren würde. In Lydia's Wohnung wurden indessen die Fenster geschlossen, denn es verstand sich von selbst, daß keine der Damen auch nur die geringste Lust verspürte, das Spiel fortzusetzen, selbst die junge Französin nicht. Señor Desterres, Señor Benares, Monsieur Monfort sogar und Rafael kamen nach einander wie-

der durch die Straße, um den Kampf mit den jungen Damen zu erneuern, aber die ganze Straße schien verwandelt; der Muthwille, der sie an dem Morgen beseelte, schien verschwunden.

Ueberall standen kleine Gruppen von Menschen, die sich mitsammen unterhielten, und da keinen von ihnen der Inhalt eines Straßengesprächs interessirte, und sie nicht ahnen konnten, wie nahe es ihnen liebe Menschen betraf, Deringcourt's Etage auch geschlossen blieb, so zogen sie sich nach und nach zurück, um an anderen Stellen ihr Glück zu versuchen. Es galt überhaupt für eine Art von Galanterie, allen Damen ihrer Bekanntschaft an diesem Tage ein kleines Gefecht zu liefern, oder sich doch wenigstens zu zeigen, und war wie eine Art Visite, die aber nur auf der Straße abgestattet wurde.

Heute über Tag wurde der Ueberfall und Raub auch fast gar nicht mehr bekannt, denn so lange es hell war, verließ Niemand sein Haus — junges Volk eben ausgenommen, das mitspielen wollte. Wie aber die Sonne sank und die Laternen angezündet wurden, hatte dieser wilde Carneval sein Ende erreicht. Geputzte Masken durchzogen nach allen Richtungen hin die Stadt, und an Wassergießen oder Eierwerfen war nicht mehr

zu denken. Man würde Eines wie das Andere für außerordentlich tactlos gehalten haben.

Jetzt aber, wie sich die Damen durch die Stadt zerstreuten, zuckte das Gerücht der heute bei der jungen Schauspielerin verübten Frevelthat auch wie ein Lauffeuer durch ganz Lima und rief überall Entrüstung hervor. Sämmtliche Herren von Lydia's Bekanntschaft hörten auch kaum die Kunde, als sie zu Deringcourts strömten, um dort ihr Beileid zu bezeigen; Niemand aber wurde angenommen, selbst Rafael nicht. Lydia saß bei Deringcourts an Adelens Bett, um die Freundin zu pflegen, und ließ Allen, die ihre Karte hereinschickten, sagen, sie würde sich sehr freuen, sie morgen begrüßen zu können, heute wäre sie zu sehr angegriffen und sehne sich nach Ruhe.

Und wie in einem Bienenstock war es am andern Morgen in ihrem Hause. Von allen Seiten kamen sie herein, selbst fremde Menschen, die sich bis jetzt außer dem Theater noch gar nicht um die fremde Künstlerin gekümmert hatten. Aber daß ihr gerade, als Fremden, an einem solchen echt peruanischen Fest etwas Derartiges geschehen mußte, machte auf Alle einen tiefen Eindruck, der sich auch nicht allein in Worten und Beileidsbezeigungen kund that.

Man wußte bald allgemein, daß es die Diebe nur auf den Schmuck abgesehen haben mußten, den die Gefeierte in Lima erhalten, und von allen Seiten strömten ihr heute Geschenke zu, um sie für das Verlorene zu entschädigen. Ja, nicht allein die Männer, nein, selbst die Damen steuerten von ihrem eigenen Schmuck dazu mit bei, und Lydia erhielt heute manches duftende, auf Rosa-Seidenpapier sehr unorthographisch geschriebene Billet von zarter Damenhand, worin ihr die schöne Schreibende sagte, wie sehr es sie schmerze, daß das Verbrechen gerade in Lima verübt sei, und wie sie hoffe, daß durch die beifolgende Kleinigkeit — irgend ein kostbares Armband oder ein Paar diamantene Ohrringe — wenigstens ein kleiner, kleiner Theil ihres Verlustes gedeckt werden möge.

Desterres besonders war ganz außer sich und schwor, er würde nicht ruhen und rasten und die ganze peruanische Polizei aufbieten, bis er die Verbrecher entdeckt und ihrer Strafe überliefert hätte. Er bedauerte dabei nichts so sehr, als daß der Präsident erst vor kurzer Zeit die Todesstrafe aufgehoben habe, denn das sei ein Verbrechen, was eben nur mit dem Leben, und selbst damit nicht einmal hinlänglich gesühnt werden könne.

Uebrigens war er entschieden der Meinung, daß ein solches Verbrechen auch gar nicht von einem eingeborenen Peruaner verübt sein könne; das wären Fremde gewesen, seinen Kopf wolle er darauf verwetten, denn ihr Land sei in der letzten Zeit mit Fremden überschwemmt worden, und sie würden dadurch mit Verbrechen überrascht, die sie früher nicht einmal den Namen nach gekannt hätten.

„Señor vergessen ganz, daß ich selber eine Fremde bin," lachte Lydia, „und also auch natürlich unter dieselbe Klasse einregistrirt werden muß!"

„Aber, Señorita, wie können Sie mir einen so furchtbaren Vorwurf machen?" rief Desterres wirklich bestürzt, denn er hatte in dem Augenblick in der That vergessen, daß Lydia eine Französin war — sprach sie doch das Spanische auch so vortrefflich wie eine geborene Peruanerin. „Sind Sie uns denn fremd hier? Haben wir Sie wie eine Fremde behandelt? Nein, wahrlich nicht! Wir betrachten Sie als vollständig naturalisirt, und" — setzte er mit einem aus tiefer Brust herausgeholten Seufzer hinzu — „noch habe ich die Hoffnung auch nicht aufgegeben, Sie hier zu

fesseln, Sie uns ganz zu erhalten, und Peru darf dann stolz auf seine Tochter sein!"

Desterres hätte noch lange so fortgesprochen, aber Señor Benares und Director Monfort ließen sich anmelden, und da er seine Gründe hatte, mit dem ersteren hier nicht zusammenzutreffen, brach er die Unterhaltung kurz ab, erklärte, jetzt im Augenblick die nöthigen Schritte thun zu wollen, um die Thäter aufzuspüren, und hoffte ihr dann bald günstige Nachrichten, vielleicht sogar den Raub zurückzubringen.

Höchst komisch war die Art und Weise, wie Monsieur Monfort, überhaupt eine kleine, drollige Gestalt, seiner Exaltation Luft machte. Er sprang und hüpfte nur so im Zimmer umher, brachte seine Frisur durch fortwährendes Hindurchfahren mit der Hand in vollständige Unordnung, verlor zweimal seine Brille, stampfte dem bedeutend steiferen Benares einmal in voller Entrüstung gerade auf eine schadhafte Zehe, und konnte dann wieder nicht aufhören, sich zu entschuldigen, kurz, er wußte kaum selber mehr, was er that, und hätte am liebsten seinem Ingrimm auf Lima, das er gründlich haßte, da ihm jeder Kunstsinn fehlen sollte, Luft gemacht, wäre ihm dabei nicht eben Benares selber im Wege gewesen. Uebrigens

verwünschte er auch nebenbei sein Unglück, daß die nächsten Tage kein Theater sein dürfe, denn jetzt, unmittelbar nach dieser That, hätte das ungeheure Haus die Zuschauer nicht fassen können, die jedenfalls herbeigeströmt wären, um die Heldin des Tages zu sehen. Aufgeschoben war freilich nicht aufgehoben, aber die erste Blüthe war dann doch vom Lustre abgestreift, der jetzt noch über dem geheimnißvollen Raube lag. Es war nachher keine Neuigkeit mehr, und ein großer Theil des Publikums bekam bis dahin auch schon Gelegenheit, die Künstlerin hier und da außer dem Theater zu sehen, kurz, er hatte Schaden bei der Sache.

Auch Don Rafael hatte sich an dem Morgen anmelden, Lydia ihn aber bitten lassen, um zwei Uhr wiederzukommen, da sie ihn gern allein sprechen wolle und bis dahin alle Besucher abgeschüttelt habe.

Bertrand war indessen schon wieder nach Haus zurückgekehrt, und Deringcourt wußte ebenfalls nichts Genaueres über die Diebe, die er nur ganz flüchtig in ihren Masken gesehen, anzugeben. Eine besondere Entdeckung schien aber die Mulattin gemacht zu haben, und wenn sie bis dahin noch kein Wort davon erwähnt, mochte es

wohl daran liegen, daß sie sich schämte, in den Dieben Gleichfarbige zu denunciren. Zuletzt aber konnte sie doch kein Geheimniß mehr daraus machen, und erzählte Lydia nun, als ihre letzten Besucher sie eben verlassen hatten, daß der Bube, der sie zu Boden geschlagen, ein Mulatte gewesen sei.

Das konnte jedenfalls auf eine Spur führen; wie kam aber der Weiße zwischen die Mulatten? Doch auf drei Uhr Nachmittags hatte sich ein Beamter der Polizei bei ihr anmelden lassen — um zwei Uhr kam überdies Rafael, und mit denen konnte sie das Nähere besprechen.

Selbst der Präsident, oder vielmehr dessen Gemahlin, hatte sich aber an demselben Morgen erkundigen lassen, wie es Lydia ging und ob der Schrecken von gestern keine nachtheiligen Folgen für sie gehabt. Dabei ließ die alte Dame sagen, sie hoffe ihr in nächster Zeit ihr Bedauern über den Unfall persönlich aussprechen zu können.

Mit dem Schlag Zwei trat Rafael bei Lydia ein; ehe er aber nur ein Wort über den Unfall erwähnen konnte, rief ihm diese schon entgegen:

„Halt, mein sehr verehrter Señor; ich weiß schon, Sie sind außer sich darüber, daß Sie gerade die Zeit verpaßt haben, in der die Diebe bei mir

einbrachen! Sie hätten sogar Ihr Leben geopfert, um ..."

„Señorita!" sagte Aguila vorwurfsvoll.

„Und warum nicht?" lachte das junge Mädchen — „ich habe dasselbe schon unzähliche Mal heute Morgen gehört, und es versteht sich eigentlich von selbst, daß Sie mir das sagen! Aber wir haben Nothwendigeres mit einander zu sprechen, und ich möchte die schöne Zeit nicht damit versäumen, da wir jeden Augenblick wieder gestört werden können."

„Gut," sagte Rafael, „ich will kein Wort davon weiter erwähnen, aber das, Lydia, glauben Sie mir doch auch ohne weitere Betheuerung, daß es mir recht herzlich leid thut, diesen Unfall nicht im Stand gewesen zu sein von Ihnen abzuwenden."

„Ja," sagte Lydia treuherzig und gab ihm die Hand, „Ihnen glaube ich das, und will ich aufrichtig sein, so habe ich in dem Moment, wo mich der eine Bube anfaßte, auch wirklich nur an Sie dabei gedacht und Sie herbeigewünscht."

„Ich danke Ihnen dafür!" rief Rafael und preßte einen Kuß auf die Hand, welche er noch immer in der seinigen hielt — „und nun, bitte, sagen Sie mir Alles, was Sie mir zu sagen ha-

ben. Sie wissen, daß Sie kein willigeres Ohr dafür in Lima finden."

„Gut denn. Um drei Uhr wird ein Polizei-Beamter zu mir kommen, um sich die näheren Daten auszubitten; ich muß Ihnen aber gestehen, daß ich durch diesen Zwischenfall etwas mißtrauisch gegen die hiesigen Verhältnisse geworden bin, und nicht einmal weiß, ob es gut gethan wäre, der Polizei mehr zu sagen, als sie selber herausbringen kann. Ich fange fast an, das zu glauben, was mir Monsieur Monfort schon von Anfang an betheuert hat, daß ... Aber Sie sind selber Peruaner, und dürfen mir nicht übel nehmen, was ich Ihnen jetzt sage," brach sie lachend ab.

„Haben Sie keine Furcht, Señorita; ich bin selber im Stand gewesen, meine Landsleute sehr genau kennen zu lernen. Bitte, fahren Sie fort."

„Daß also," sagte Lydia langsam, „die schlechten Menschen nicht nur im Proletariat zu suchen sind, sondern bis in die höchsten Schichten der Gesellschaft hinaufreichen, und die Polizei sogar in Mußestunden ..." Sie brach wieder ab.

„Selber stehlen ginge?" lachte Rafael.

„Etwas Aehnliches wenigstens," meinte Lydia, „und da wäre es am Ende nicht einmal gerathen,

alle die Verdachtgründe anzugeben, die man hat, weil man eben nicht weiß, wem man sie mittheilt."

„Das ist vortrefflich!" lachte Rafael; „Sie scheinen wirklich eine sehr gute Meinung von unseren Zuständen gefaßt zu haben! Aber so schlimm ist es denn doch hoffentlich noch nicht. Uebrigens lassen Sie jetzt erst einmal vor allen Dingen hören, welchen Verdacht Sie gefaßt haben, nachher wollen wir das Weitere berathen."

„Ja, viel ist es eigentlich nicht," sagte Lydia verlegen, „aber doch genug, um mich überzeugt zu halten, daß es kein gemeines Raubgesindel war. Der Eine, der mich hielt, hatte eine feine, weiße Hand und Ringe daran. Die Hand war klein und fast zart, also an keine Arbeit gewöhnt; die Manchette dabei fein und schneeweiß. Sie muß einem Manne gehört haben, der im gewöhnlichen Leben eine Rolle spielt; ja," setzte sie lächelnd hinzu, „es sollte mich sogar nicht einmal wundern, wenn er selber vorher bei mir gewesen und mir seine Huldigungen nur gebracht hätte, um sie später wieder selber abzuholen."

„Das wäre allerdings nicht übel," lachte Rafael, „und freilich nicht unmöglich — und waren Sie nicht im Stand, nur etwas von seinem Gesicht zu sehen?"

„Nein, das hielt er dicht maskirt; sein Haar war schwarz, aber das ist hier in Peru kein Zeichen, wo fast Jeder schwarze Haare hat. Aber seine Genossen könnten vielleicht für Jemanden, der mit den Persönlichkeiten hier genau bekannt wäre, eine Spur geben. Meine Mulattin, die der eine Bube zu Boden schlug, behauptet nämlich steif und fest, daß sie hinter den Handschuhen, die der Dieb trug, in dem Momente, wo er nach ihr schlug, ein Stück des vorgestreckten Armes gesehen hätte, und das soll einem Neger oder Mulatten gehört haben."

„Und hat sie sich dabei nicht geirrt?" sagte Rafael kopfschüttelnd. „Es waren, wie ich gehört habe, vier Personen in einem Miethwagen, und das ganz abgerechnet, daß ein den besseren Ständen angehörender Weißer es schwerlich wagen würde, ein solches Geheimniß Negern preiszugeben, dürfen diese ja nicht einmal Theil an dem Carnevalsspiel nehmen."

„Sie waren ja dicht verhüllt, uud fühlten sich wahrscheinlich dadurch um so sicherer unter ihren Masken, weil Niemand Neger darunter vermuthen konnte."

„Erinnern Sie sich noch, Señorita," sagte Rafael plötzlich, „daß eines Tages, als ich Sie

hier besuchte, ein Neger in Ihrer Gartenstube war?"

„Allerdings," rief Lydia rasch.

„Sie sagten damals, wenn ich nicht irre, daß Sie denselben Burschen schon vorher auf Ihrem Gang oder in Ihrem Vorzimmer angetroffen hätten."

„Dem war auch so, und möglich, daß der Bursche schon damals spionirt hat."

„Wissen Sie, wer es war?"

„Er kam vom Land und gab an, daß er für seine Schwester die Butter bringe. Deringcourts werden ihn kennen."

„Und was ist Ihnen Alles gestohlen?"

„Mein sämmtlicher Schmuck fast, alle Geschenke, die ich hier bekommen habe, mein sämmtliches baares Geld und, das Fatalste von Allem, ein kleines Maroquin-Kästchen, in dem ich einige mir liebe Briefe aufbewahrte. Die Diebe hielten das wahrscheinlich auch für ein Schmuckkästchen, sonst hätten sie den für sie vollkommen werthlosen Gegenstand wohl kaum mitgenommen, und doch wollte ich lieber alles Andere einbüßen."

„Hm," sagte Rafael nachdenkend, „ich bin fest überzeugt, daß die Polizei, besonders in diesem Fall, Alles aufbieten wird, um den Dieben auf

die Spur zu kommen, denn es ist das schon eine Ehrensache für Peru und seit undenklichen Zeiten nicht vorgekommen, daß man den Carneval zu einem solchen Schelmenstreich benutzt hätte; aber lassen Sie uns trotzdem vorher unter der Hand Nachforschungen anstellen."

„Und der Neger?"

„Die Hauptsache ist, daß die Polizei erfährt, den Einbruch hätten Weiße und Neger in Verbindung ausgeführt. Lassen Sie aber die Angabe mit der sehr feinen Hand und den goldenen Ringen weg; es könnte am Ende doch möglich sein, daß man..."

„Rücksichten nähme?" lächelte Lydia.

„Wie Sie's nennen wollen. Sind die Leute erst einmal auf einer bestimmten Spur und führen ihre Nachforschungen zu einem Resultat, dann können sie schon nicht gut zurück. Ueber den Bruder des Milchmädchens, dessen Adresse Sie mir heute noch verschaffen müssen, will ich indessen einmal mit Bertrand sprechen."

„Sie reiten wieder hinaus?" fragte Lydia und sah ihn mit einem lächelnden Blick an.

„Wohl schwerlich so bald," sagte Rafael ruhig, „denn ich erwarte Bertrand morgen wieder in

Lima, um weitere Schritte gegen diesen Kulihandel zu thun."

„Er war schon gestern hier."

„Ich weiß es; er hat eben die erste Anzeige bei dem französischen Consul gemacht, aber wir haben uns verfehlt, und Abends war er wieder nach Hause zurückgekehrt."

„Seit wann haben Sie die Hacienda nicht besucht?"

„O, seit einigen Tagen nicht!"

„Das ist sehr lange," sagte Lydia wieder kopfschüttelnd, und Rafael wußte nicht recht, was sie damit meine — „Sie scheinen Ihre Freunde sehr zu vernachlässigen."

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete Rafael; „ich darf ihnen ja doch auch nicht zur Last fallen, sonst.... Aber das erinnert mich an unsern Schweden. Haben Sie den armen Stierna lange nicht gesehen?"

Lydia lachte laut auf.

„Gestern ging er hier vorbei," rief sie, während ihre Augen noch in der Erinnerung an jenen Moment funkelten — „er ist jedenfalls bös mit mir und wollte mich, wie ich fast fürchte, gestern durch stumme Verachtung strafen — armer Stierna! Denken Sie nur, gerade da drüben ging er vorüber,

steif und ehrbar, ohne den Kopf links oder rechts zu drehen, und noch dazu à quatre épingles gekleidet! Nur wie er an jenem Hause war, merkte ich, daß er hier herüber blinzelte, um sich auch zu überzeugen, ob er wirklich gesehen werde!"

„Also, er warf nicht?" lächelte Rafael.

„O, Gott bewahre!" rief die junge Französin. „Jedenfalls war er nur hieher gekommen, um mir zu zeigen, daß er nicht mehr die geringste Notiz von mir nähme! Er wollte mich mit stiller Verachtung strafen, und der arme Mensch, wie sie ihm das da drüben verdorben haben! Sehen Sie den schmalen, grünen Balcon da gegenüber, Señor? Dort hatten zwei junge Damen, die überhaupt da schon die beiden letzten Tage tollen Muthwillen getrieben, einen sogenannten Poltersack angebracht, wie Sie wohl mehrere in der Stadt gefunden haben! Das ist nun ein ganz guter Spaß, wenn die Klappermaschine an einem festen, soliden Strick befestigt ist, der nicht reißen kann; im andern Fall aber auch eine wirklich gefährliche Sache für den darunter Weggehenden, der arg beschädigt werden kann. Doch was kümmerte das die wilden Dinger! Der Sack, von einem ziemlichen Umfange und Gott weiß mit was alles für lärmenden Bruchstücken gefüllt, war bis auf das Fensterbrett herauf-

gezogen und wahrscheinlich auch dort gut versteckt — man konnte es von hier aus nicht erkennen, oder ob auch Señor Stierna seine ganze Aufmerksamkeit nur hieher gerichtet hatte — wie er aber unter dem Balcon durch will und sich gerade recht stolz aufrichtete, daß seine Absätze über den Boden strichen, fiel dieser Poltersack von oben herunter. Anstatt aber nun von dem Strick, dicht über dem Kopf des ausersehenen Opfers gehalten zu werden, riß der durch den Ruck. Der Sack fiel auf den unglücklichen Schweden, dem er den Hut bis über die Augen trieb; wahrscheinlich schützte ihn aber auch gerade der steife Filzhut vor einer ernstlichen Beschädigung. Nun aber kam das Beste, denn unter dem Jubel aller Zeugen, während er nicht gleich im Stande war, den Hut abzubringen, stürzten wahre Fluthen von Wasser über ihn ein, daß der arme Mensch in wenigen Secunden einem begossenen Pudel glich und doch sich nicht von der Stelle rühren konnte, bis er den Hut ab und von den Augen brachte. Und nun denken Sie sich diese Situation vor m e i n e m Fenster, in meiner Gegenwart und wie ihm dabei zu Muthe gewesen sein muß! Ich hatte wirklich Mitleiden mit ihm, denn es war in der That zu viel Unglück auf einmal, aber ernsthaft bleiben konnte ich auch nicht

und habe gelacht, daß mir die Thränen an den Backen herunter liefen!"

„Armer Stierna!" lachte Rafael — „aber wir haben jetzt an andere Sachen zu denken. Also es bleibt bei der Verabredung. Sein Sie nur so gut, mir noch heute die Adresse Ihres Milchlieferanten zu besorgen."

„Soll ich sie Ihnen schicken, oder holen Sie dieselbe ab?"

„Wenn ich nicht fürchten darf, Ihnen lästig zu werden."

Lydia schüttelte mit dem Kopf.

„Ich habe Ihnen noch keine Ursache gegeben, das zu glauben," sagte sie — „kommen Sie, wann Sie wollen."

„Und daß ich die Erlaubniß nicht mißbrauchen werde, wissen Sie — aber jetzt leben Sie wohl, denn ich glaube fast, ich höre einen der heiligen Hermandad auf Ihrer Schwelle. Um sechs Uhr heute Abend frag' ich wieder bei Ihnen nach."

Er verbeugte sich und wollte eben das Zimmer verlassen, als draußen angeklopft wurde, auf die gestattende Antwort der Dame die Thür sich öffnete und Señor Perteña auf der Schwelle stand. — Rafael trat unwillkürlich einen Schritt zurück,

der junge Mann aber, sich vor der Dame verneigend, sagte:

„Señorita, Sie werden entschuldigen, wenn ein ganz Fremder es wagt, Ihnen seine Aufwartung zu machen; ich würde aber nicht so kühn gewesen sein, Ihre Liebenswürdigkeit zu weit auf die Probe zu stellen, wenn ich nicht in einem höheren Auftrag käme und dabei die Hoffnung hätte, Ihnen durch meinen eigenen Eifer vielleicht nützlich sein zu können. Ich komme im Auftrag der Polizei, um wo möglich durch Ihre Angaben jenem gestern verübten schändlichen Verbrechen nachzuspüren.“

„Ich wußte nicht, daß Sie bei der Polizei angestellt waren, Señor,“ sagte fast unwillkürlich Don Rafael.

„Ah, Señor Aguila,“ versetzte Perteña mit einer höflichen Verbeugung, und Rafael konnte es nicht entgehen, daß dem neuen Besucher seine Gegenwart hier nichts weniger als erwünscht schien. „Sie haben übrigens Recht; ich bin auch noch nicht wirklich angestellt, werde aber in der allernächsten Zeit einrücken und functionire nur vor der Hand. So kam es auch heute, daß ich mit dieser Sache betraut wurde, da ein Freund von mir, dem sie übergeben wurde, plötzlich er-

krankte. Weil der Gegenstand nun keinen Aufschub leidet und die Señorita mir wohl glauben wird, daß wir Alle den innigsten Antheil an ihrem erlittenen Verlust nehmen, so erbot ich mich, die nöthigen Erkundigungen an seiner Stelle einzuziehen, und möchte nun die junge Dame bitten, mir frei und offen zu sagen, ob Sie vielleicht irgend einen bestimmten Verdacht gefaßt haben oder, wenn nicht, welche Einzelheiten Ihnen bei dem Einbruch aufgefallen sind. Oft ist die geringste, anscheinend unbedeutendste Kleinigkeit von Werth und als wichtiges Material zu gebrauchen. Ich ersuche Sie also, mir nichts zu verschweigen, wenn Sie es auch vielleicht für unwichtig halten sollten."

Don Rafael hatte die Absicht gehabt, sich zu entfernen; unter den jetzigen Umständen aber gab er das auf und sah an einem Blick Lydia's, wie dankbar sie ihm für sein Bleiben war.

„Wollen Sie nicht Platz nehmen?" sagte das junge Mädchen — „bitte, Señor Aguila — wie ich finde, kennen die Herren einander schon, ich selber habe aber noch nicht das Vergnügen gehabt...."

„Perteña," sagte der junge Fremde — „Felix

Perteña, den es wirklich glücklich macht, die berühmte Sängerin....“

„Ich muß Sie ersuchen,“ unterbrach ihn lächelnd Lydia, „direct zu unserer Verhandlung zu kommen; Sie fallen auch sonst, mit solchen Schmeicheleien, vollkommen aus Ihrer Rolle als Polizeimann.“

„Lassen Sie das, mein Fräulein,“ sagte Perteña, dadurch nicht aus der Fassung gebracht. „Die Polizei hat vor allen Dingen die Verpflichtung, wahr zu sein. In diesem Fall würde ich aber wirklich stolz darauf sein, ihr anzugehören, denn es giebt uns eine Gelegenheit, Ihnen, einer Fremden in unserm Land, zu zeigen, wie wir die Fremde achten und mit welchem Eifer wir Alle ihr dienen wollen. Und nun, damit Sie mir doch am Ende nicht ungeduldig werden, ersuche ich Sie freundlich um die nöthigen Daten, die Sie so kurz als möglich fassen wollen. Datum und Zeit wissen wir schon, da genug über die Sache in der Stadt gesprochen wurde. Name und Stand Ihrer selbst ist ebenfalls bekannt, und wir können deshalb direct zu dem Thatsächlichen selber, zu dem Augenblick übergehen, wo die Spitzbuben Ihr Zimmer erstiegen und Sie zum ersten Mal die Gewißheit bekamen, mit welcher Menschenklasse Sie es eigentlich zu thun hatten. Darf ich Sie bitten?“

Perteña hatte dabei ein kleines Taschenbuch und einen Bleistift herausgenommen und saß Lydia gegenüber, die er erwartungsvoll ansah. Sein Stuhl war indessen so gerückt, daß er auch Rafael im Auge behalten konnte. Dieser aber achtete wenig auf ihn; nur in Lydia's Zügen war es ihm gewesen, als ob er eine gewisse Unruhe läse. Von diesem ganz außergewöhnlichen Polizeiverfahren überhaupt selbst überrascht, sagte er:

„Wollen Sie mir vorher eine Frage erlauben, Señor?"

„Von Herzen gern, sobald die Señorita die Erlaubniß dazu giebt."

„Bitte, lassen Sie sich durch mich nicht abhalten," sagte Lydia.

„Gut denn," fuhr Rafael fort, „so haben Sie vielleicht die Güte, der Dame vorher, ehe Sie Ihr Examen beginnen, die nöthige Legitimation zu zeigen, die Sie berechtigt, im Namen des Polizeiamtes hier eine Art von Protokoll aufzunehmen. Sie werden das selber ganz in der Ordnung finden," setzte er ruhig hinzu, als Perteña den Kopf wie beleidigt in die Höhe warf, „denn es könnte ja sonst jeder Fremde mit demselben Recht hier eintreten und über die verschiedensten Dinge

Auskunft verlangen, die — man eben nicht jedem Fremden giebt."

„Señor Aguila," sagte Perteña vornehm, „Sie erlauben mir wohl, ehe ich Ihnen auf diese Frage antworte, mich vorher bei der Dame zu erkundigen, ob Sie Ihre Bedenken theilt."

„Die theile ich allerdings," sagte Lydia, „und möchte Sie selber um die Vollmacht bitten."

„Und genügt unsere Bekanntschaft nicht?" fragte der junge Mann, indem ein fast unmerkliches spöttisches Lächeln um seine Lippen zuckte, als er Aguila ansah, „mich hier zu legitimiren?"

„Die unsere?" lachte Rafael. „Wahrlich nicht dahin, um für Sie, geehrter Herr, Bürgschaft zu leisten! Aber wozu die vielen Worte? Sie sehen, daß die Dame meiner Ansicht ist, und vorher einen Ausweis von Ihnen verlangt, wirklich zu diesem Act, dessen freundliche Gesinnung sie indessen kaum verkennen wird, berechtigt zu sein."

„Dann bedauere ich freilich, Sie unnütz belästigt zu haben," sagte Perteña kalt und von seinem Stuhl aufstehend, „denn ich hatte nicht geglaubt, daß ein solches Bedenken gerade da auftauchen könne, wo eben Alles geschehen sollte, um der Señorita zu ihrem Recht zu verhelfen. Es galt hier nur, die Spur der Verbrecher zu finden,

um nicht allein die Polizei, nein, die ganze Stadt zu veranlassen, sich in diesem Fall für die schöne Geschädigte zu interessiren. Sobald sie selber sich aber weigert, dieses gewiß uneigennützige Interesse anzunehmen, läßt sich natürlich nichts dazu thun, und das alleinige Vorgehen in der Sache bleibt nun für den gewöhnlichen Geschäftsgang der Behörden."

Lydia bereuete schon fast, das, wie es schien, freundliche Entgegenkommen des Fremden zurückgewiesen zu haben. Aber es war nur für einen Moment. Wieder streifte ihr Blick mißtrauisch seine Gestalt; sie antwortete keine Silbe, und da sich auch Rafael nur kalt und förmlich gegen Perteña verbeugte, so blieb diesem allerdings nichts übrig, als seine Brieftasche einzustecken und sich zu empfehlen, was er denn auch mit eisiger Höflichkeit that.

Er hatte nicht zeigen wollen, wie fatal ihm diese unerwartete Zurückweisung, noch dazu in Gegenwart Aguila's sei, aber er vermochte es nicht, und draußen auf dem Gang biß er seine Unterlippe fest zwischen die Zähne und seine Stirn krauste sich düster über den zusammengezogenen Brauen. Aber nicht lange; draußen auf der Straße zeigte er schon wieder sein gewöhnlich heiteres Antlitz,

und als er einem Freund dort begegnete, hing er sich in dessen Arm und plauderte mit ihm von den entschwundenen Freuden des Carnevals.

Oben in Lydia's Stube indessen, nachdem Perteña schon lange das Zimmer und selbst das Haus verlassen hatte, saßen die beiden jungen Leute noch immer still und regungslos, denn Beiden war es unwillkürlich ein Gefühl, als ob der Fremde, dessen Schritt sie auch nicht weiter gehört, noch draußen stehen und horchen müsse. Endlich trat Rafael entschlossen zur Thür, öffnete sie und sah hinaus, und Lydia athmete ordentlich hoch auf, als sie die Gewißheit bekam, daß sie der unwillkommene Besuch verlassen hatte.

„Was wollte der Mensch?" sagte sie fast unwillkürlich. „O, wie dankbar bin ich Ihnen, daß Sie mich nicht mit ihm allein ließen; ich hätte mich vor ihm gefürchtet!"

„Wirklich?" lächelte Rafael; „aber gewiß unnöthiger Weise, denn Böses hatte er sicher nicht im Sinne, als nur die näheren Daten über das zu erhalten, was Sie von den Dieben wußten."

„Und glauben Sie wirklich, daß er es ehrlich meinte?"

„Das ist wieder eine andere Frage, und gut möchte ich da nicht für ihn sagen, denn unser erstes Begegnen fand ebenfalls unter sehr eigenthümlichen Verhältnissen statt. Ich weiß nicht, ich traue dem Menschen nicht, und in so anständiger Gesellschaft er sich hier bewegt, würde ich alles Böse von ihm glauben, was man mir von ihm erzählen könnte."

„Sonderbar," sagte Lydia, „mir ging es eben so, und dabei kam mir seine Stimme so bekannt vor, als ob wir uns schon einmal getroffen hätten. Aber ich kann mich nicht besinnen, ihm je begegnet zu sein, und darf mich doch in der Hinsicht auf mein Gedächtniß verlassen."

„Nun, einerlei," sagte Rafael; „in keinem Fall glaub' ich, daß er Sie wieder belästigen wird, denn er schien von dem Empfang nichts weniger als erbaut."

„Und wie durfte er es wagen, sich als von der Polizei gesandt auszugeben, und doch daneben gestehen, daß er gar kein Beamter sei!"

„Möglicherweise," meinte Rafael, „hat diesen Herrn Perteña nur das Interesse für Sie, die Neugierde und der Wunsch, Sie persönlich kennen zu lernen, hieher getrieben; möglich aber auch,

daß er andere Absichten dabei hatte, und es ist sicher besser, daß er nicht allein nichts erfahren hat, sondern daß Sie ihn auch fühlen ließen, sein Besuch sei nicht verlangt worden. Ihre Wohnung hier," fuhr er dann, sich umsehend, fort, „hat allerdings sehr viel Angenehmes, aber in solchen Fällen, zum Beispiel, wenn Sie einen Besuch bekämen, der Ihnen nicht angenehm wäre, sollten Sie sich doch mit Deringcourts rascher in Verbindung setzen können."

„Das ist schon heute Morgen eingerichtet," rief Lydia, und zeigte auf eine Klingelschnur an der Wand — „Sie kennen ja das alte Sprichwort: Wenn das Roß fort ist, hängt man ein Schloß vor die Stallthür! Jetzt haben wir die Vorsichtsmaßregeln getroffen — wenn es nur früher geschehen wäre!"

„Immer besser jetzt, wie gar nicht," sagte Rafael. „Und nun, Señorita, erlauben Sie mir, daß ich mich zum zweiten Mal bei Ihnen beurlaube! Um sechs Uhr hole ich mir die erbetene Adresse, und bis dahin werde ich doch auch einmal heraus zu bekommen suchen, ob dieser Señor Perteña wirklich von einem Beamten beauftragt war, Sie hier zu vernehmen."

„Und wenn indessen ein wirklicher Polizeibeamter kommen sollte?"

„Dann rufen Sie Herrn Deringcourt herbei — Sie fühlen sich jedenfalls ruhiger, wenn er gegenwärtig ist."

11.
Nach dem Carneval.

Rafael schritt langsam die Straße hinab, denn das Begegnen Perteña's bei der jungen Französin ging ihm doch im Kopf herum, und er überlegte hin und her, was ihn bewogen haben konnte, sich auf eine solche Art dort einzuführen.

Und wie still die Straßen heute lagen im Vergleich zu gestern, wo sie der Muthwille durchtobte! Wo waren heute alle die lachenden, blühenden Mädchengesichter, die gestern in tollem Uebermuth, mit dem gefüllten Wässerbecher in der Hand, auf ahnungslose Opfer gelauscht? In schwarze Wolle vom Kopf bis zu den Füßen gekleidet, lagen sie in den Kirchen betend auf den Knieen, und brünstig flüsterten die Lippen ihr Ave Maria und falteten sich die Hände, auf denen

die gebeugte Stirn lag — aber in der Stirn arbeitete trotzdem die Erinnerung der vergangenen Tage und strafte mit dem zuckenden Lächeln um die Lippen die frommen Worte Lügen, die ihnen entquollen.

Der Uebergang war auch zu rasch von tollster Lust zu reuiger Zerknirschung, vom rauschenden Fandango selbst, der die Paare noch bis zwölf Uhr einigte, zu Sack und Asche in der Morgendämmerung. Aeußerlich, ja, ließ sich das ermöglichen: die bunten Gewänder gaben schwarzen Raum, der lachende Mund konnte zu einem frommen Spruch, das Auge zu demüthigem Niederschlagen gezwungen werden, aber das Herz schlug noch den Tact zum letzten Tanz, der es gestern Abend entzückt, und vor dem inneren Blick jagten sich all' die bunten Gestalten und Bilder, von denen sie gestern erfüllt und hingerissen waren.

Die schwarzgekleideten Gestalten in den Straßen, die heute mit niedergeschlagenen Augen, ihr Gebetbuch in der Hand, vorüberglitten, waren aber nicht das einzige Zeichen des entschwundenen Carnevals; denn überall in den verschiedenen Häusern galt es jetzt, die gestern arg mitgenommenen Vorderstuben wieder zu reinigen, auszutrocknen und einzuräumen, und die Eierschalen aus

allen Ecken und Winkeln, selbst auf der Straße, zusammen und aus dem Weg zu kehren. Ueberall auf den Balconen hingen außerdem noch Damenkleider, und gar nicht selten auch sehr ungenirt alle möglichen Stücke Wäsche zum Trocknen aus, denn zu viel war gestern durchnäßt worden, um nicht heute jeden Fuß breit Sonne zu benutzen und den erlittenen Schaden wieder gut zu machen.

Sonst verrieth freilich nichts mehr das gestrige tolle Fest, und nur die Fußgänger in den Straßen warfen noch manchmal rasch und unwillkürlich den Blick nach den Fenstern hinauf, wenn sich dort plötzlich eine lichte Gestalt bewegte; sie waren gestern zu sehr eingeschüchtert worden, hatten heute aber auch nicht das Geringste mehr zu fürchten — es war Friede in Lima.

Rafael selber konnte sich diesem Gefühl nicht verschließen, noch dazu, da er so viele Jahre von Lima fern gewesen, und ohne daß er es wollte, hielt er seine Aufmerksamkeit weit mehr auf den oberen Theil der Häuser, wie auf die Straße gerichtet. So geschah es denn, daß er plötzlich, ohne vorher einen Bekannten bemerkt zu haben, einen Arm in den seinigen fühlte und eine freundliche Stimme neben sich hörte, die ausrief:

„Aber mein sehr verehrter Don Rafael, Sie

rennen ja die Leute auf der Straße um, ohne sie zu sehen! Darf man denn wohl fragen, welche holde Schöne Sie da oben hinter den heruntergelassenen Jalousien so ängstlich gesucht haben?"

„Señor Rivadia!" rief Rafael in wirklich unbegränztem Erstaunen aus, denn das Gesicht dieses Herrn wäre das allerletzte gewesen, das er in diesem Augenblick erwartet hätte.

„Also Sie kennen mich wirklich noch?" sagte der genannte Herr mit einem freundlichen Vorwurf im Ton. „Und nennen Sie das etwa wie ein alter Freund unseres Hauses gehandelt, sich Monate lang wieder in Peru aufzuhalten, ohne uns auch nur Gelegenheit zu geben, Ihnen guten Tag zu sagen?"

„Señor Rivadia," sagte Rafael, den diese Zuversichtlichkeit nach dem abstoßenden Wesen, mit dem ihn der alte Herr bei seinem ersten Besuch behandelt hatte, wirklich aus aller Fassung brachte und der gar nicht wußte, was er eigentlich darauf erwidern solle — „ich fühlte mich in der That nicht ganz sicher, daß Sie eine Wiederholung meines Besuches so gern sehen würden, ehe — Sie mich selber einmal in meiner Klause aufgesucht."

„Also so förmlich sind Sie in Europa gewor-

den?" lachte der alte Herr, ohne auch nur durch eine Miene zu zeigen, daß er den in den Worten enthaltenen Vorwurf fühle. „Solche Umstände haben Sie machen gelernt? Und wie hat sich Candelaria indeß nach Ihnen gesehnt und immer gehofft von Tag zu Tag, daß der europäische Schmetterling auch einmal wieder zu ihr zurückflattern und ihr von seinen Reisen erzählen werde!"

„Arme Candelaria!" erwiderte Rafael nicht ohne einen leisen Anflug von Ironie in seinem Ton, aber doch auch wieder, selbst gegen seinen Willen, schmerzhaft berührt von der Erinnerung einer früheren Zeit. Aber ein Bild zuckte ihm dazwischen. „Und wie geht es meinem Freund Basilio?" fragte er plötzlich; „ich habe ihn lange nicht gesehen. Hat er rechte Fortschritte im Gesang gemacht?"

„Don Basilio? Hm, gut, so viel ich weiß," sagte der alte Herr, doch etwas verlegen, denn was Don Rafael mit der Frage meinte, verstand er rasch genug. „Uebrigens sind wir viel zu wenig mit ihm bekannt und treffen ihn zu selten, um Genaueres über ihn zu wissen. Ich glaube sogar, er hat schon seit einiger Zeit Lima ganz verlassen."

„In der That?" sagte Don Rafael, und sah

Señor Rivadia scharf und mißtrauisch an. „Also hat er seine Singstunden unterbrochen?"

„Singstunden?" fragte der alte Herr erstaunt. „Das ist wohl ein Irrthum, denn so viel ich weiß, hat meine Tochter schon seit drei oder vier Jahren keine Singstunden mehr. — Aber ich biege hier ab, Don Rafael. Sollte ich Sie wieder umsonst bitten, uns doch recht bald die Freude Ihres Besuches zu machen? Vergessen Sie nicht Ihre alten Freunde. Ein alter ist immer mehr werth als drei neue. Also auf baldiges Wiedersehen! Die Meinigen daheim werden sich freuen, wenn ich ihnen wenigstens sagen kann, daß ich Sie auf der Straße getroffen habe!"

Und mit einem herzlichen Händedruck nickte ihm der alte Herr zu und bog dann in die nächste Straße ein, um nach Haus zurückzukehren. Rafael sah ihm verwundert und kopfschüttelnd nach und dachte bei sich: „Was, um Gottes willen, ist denn da vorgegangen, daß Señor Rivadia heute so ganz verändert scheint? Räthselhaft! In meinen Vermögensumständen hat sich doch nichts geändert, und er selber — sollte etwa die Sache mit Don Basilio einen Sprung bekommen haben? Aber daß er mich dann wieder aufsuchen sollte, und daß Candelaria selber — doch was zerquäle ich

mir darüber den Kopf," brach er leichthin ab, „was auch immer geschehen ist, und geschehen muß etwas sein, lange kann mir's kein Geheimniß bleiben, und bis dahin darf ich der Sache eben ruhig ihren Lauf lassen, ohne mir meine Gehirnnerven außergewöhnlich anzustrengen!"

Rafael war ein paar Straßen entlang gegangen und passirte gerade ein sehr elegantes französisches Café, als eine Hand sich auf seine Schulter legte und eine lachende Stimme sagte:

„Nun, Amigo, wie macht sich der Braune? Es ist eine lange Zeit, daß wir uns nicht gesehen haben, und ich möchte doch eigentlich wissen, wie Du mit Deinem Kauf zufrieden bist."

„Oh, Don Gaspar, buenos dias, mein alter Freund!" rief Don Rafael. „Du vor Allen hast auch Recht, mir Vorwürfe zu machen, denn gegen Dich habe ich wirklich, wenn auch ohne es zu wollen, unfreundlich gehandelt. Aber sei mir nicht böse, Amigo. Ich bitte es Dir hiermit wirklich von Herzen ab und danke Dir noch außerdem aufrichtig für das gute Pferd; ich bin ganz außerordentlich damit zufrieden."

„Nun, das freut mich wirklich," sagte Gaspar, seinen Arm um den Freund legend und ihn mit in das Café hineinziehend. „Aber nun sage mir

vor allen Dingen, was Du treibst und wie es Dir geht, denn bis jetzt scheinen Dich einestheils das Theater, anderntheils Deine Spazierritte nach den Hacienden so vollständig absorbirt zu haben, daß man Deiner gar nicht mehr habhaft werden konnte. Wohnst Du jetzt in Lima?"

„Gewiß, und habe seit meiner Rückkehr immer hier gewohnt. Aber, Gaspar, ehe ich's vergesse — Garçon, Kaffee für uns Beide — ehe ich's vergesse, ich wollte Dich um etwas fragen."

„Mich?"

„Ja. Du bist doch mit Rivadias bekannt?"

„Allerdings, aber nicht eben sehr genau. Ich gehe dort ab und zu und werde bei den Tertulias als sehr verwendbares tanzendes Mitglied manchmal in Anspruch genommen."

„Kanntest Du Basilio?"

„Gewiß, und eigentlich nur zu gut. Ich bin kürzlich mit ihm verwandt geworden."

„Du? Das ist mir neu. In welcher Art, wenn man fragen darf?"

„In sehr einfacher," brummte Don Gaspar, dem die Erinnerung eben kein besonderes Vergnügen zu machen schien. „Er hat mich auf ziemlich unverschämte Weise angeborgt und ist dann plötzlich mit dem Dampfer, man sagt, nach Pisco

oder Arica, ich glaube aber ziemlich bestimmt, nach Bolivia gegangen, und wir werden hier wohl nichts weiter von ihm zu sehen bekommen."

„In der That," sagte Rafael, während der Kellner ihnen das Verlangte brachte, leise vor sich hin, „das ist ja ganz eigenthümlich und trifft sich sehr sonderbar!"

„Wie Du zurückkamst," fuhr Gaspar fort, „hieß es einmal, daß er um Candelaria angehalten hätte. Damit scheint es aber doch nichts mehr zu sein, oder die Alten halten es wenigstens sehr geheim. Der Name wird auch nicht mehr häufig in der Familie erwähnt. Nach Dir haben sie mich übrigens, wie mir jetzt einfällt, die letzten Tage mehrmals gefragt."

„Nur die letzten Tage?"

„Hm," sagte Gaspar nachdenkend, „ich wüßte wirklich nicht, daß es früher geschehen wäre, doch möcht' ich es auch nicht bestreiten. Aber was mir da einfällt — meinen herzlichsten Glückwunsch kann ich Dir ja gleich hier abstatten."

„Mir — wofür?" fragte Rafael erstaunt.

„Nun, wie ich höre, sollst Du beim Präsidenten einen tüchtigen Stein im Brett haben, und er hat, glaub' ich, neulich geäußert, daß er Dich an seine Regierung auf irgend eine vortheilhafte Weise zu

fesseln wünsche. Geschieht das, so ist Dein Glück gemacht."

„Und wo hast Du das erfahren? Doch wohl auch bei Rivadias?"

„Ich weiß es jetzt wahrhaftig nicht, wo davon gesprochen wurde — doch halt, Du hast Recht! Es war der alte Rivadia selber, der es erzählte, gerade wie er einmal von einer Audienz beim Präsidenten herunter kam. Castilla mußte doch selber etwas davon erwähnt haben — ja, ganz recht, ich erinnere mich jetzt deutlich."

„Möglich," lächelte Rafael still vor sich hin, denn das freundliche Wesen des alten, biedern Rivadia war ihm jetzt kein Räthsel mehr. „Ich wüßte aber nicht, daß ich selber gesonnen wäre, irgend eine Verbindlichkeit gegen Jemanden einzugehen. Doch damit wollen wir jetzt nicht die schöne Zeit vergeuden. Du willst schon wieder fort?"

„Ich muß auf die Post."

„Gut, dann begleite ich Dich noch ein paar Cuadras." Und langsam schlenderten die jungen Leute wieder aus dem Café und die Straße hinab.

Gaspar, ein junger, lebenslustiger Mann aus einer der besseren Familien des Landes, die aber durch des Vaters Speculationen in Silberminen

fast das ganze Vermögen zugesetzt hatte, plauderte frischweg von Allem, was indessen in der Stadt vorgefallen war und wovon er glaubte, daß es den gar so ernsten Freund interessiren könne. Auch von dem Raub bei der schönen Französin erzählte er; er hatte selber den Wagen mit den Masken gesehen, aber natürlich auch nicht den geringsten Verdacht geschöpft, daß die Verkleideten irgend etwas Schlimmes im Schilde führten. Ob es Neger oder Weiße gewesen seien, wußte er aber auch nicht zu sagen. Natürlich Weiße, meinte er übrigens, denn Neger würden es nie gewagt haben, sich in ein „Spiel" mit den Señoritas einzulassen.

Während sie so zusammen auf den Trottoirs entlang gingen und Rafael's Blick noch in Gedanken auf dem Boden haftete, passirte sie ein Officier und grüßte. Rafael griff mechanisch auch nach seinem Hut; als er aber den Blick zu dem ihm vollkommen Fremden hob, sah er, daß der Gruß desselben nicht ihm oder seinem Begleiter gegolten haben konnte, da sein Auge eben auf einem an der andern Seite gehenden Mulatten haftete. Natürlich mußte es ihm auffallen, daß ein Officier einen Farbigen grüßen konnte, und fast mit keinem Gedanken weiter als dem letzten

Raub bei Lydia, faßte er Gaspar's Arm, als dieser ihn leise fragte:

„Kennst Du den da drüben?"

„Den Officier?"

„Nein, das ist Oberst Desterres, ein Bruder von dem da draußen auf Deiner Hacienda. Den, der uns auf der andern Seite der Straße begegnete, mein' ich."

„Den Mulatten?"

„Ja, das war Franco, der Expräsident von Ecuador."

„So? Darum kam mir der kleine, braune Bursche so bekannt vor," lachte jetzt Rafael leise vor sich hin; „beinahe hätte ich ihn in einem falschen Verdacht gehalten."

„Hast Du ihn nicht in Guajaquil gesehen?"

„Gewiß, aber immer in seiner Generalsuniform mit einer wahren Unmasse von Stickereien und goldenen Schnüren, daß er mir in dem einfachen Rock fast fremd vorkam. Also das war Oberst Desterres?"

„Der uns auf unserer Seite begegnete, ja. Mir war es, als ob Du ihm gedankt hättest. Kennst Du ihn?"

„Ich? Nein," sagte Rafael; „mir war es, als

ob er Franco gegrüßt hätte. Er sah Dich wenigstens nicht dabei an."

„Franco? Hm, das wäre möglich," lachte Gaspar. „Es giebt jetzt eine ganze Menge Menschen in Lima, die immer noch an eine Zukunft jenes Mulatten glauben, und ihm nun den Hof machen, nur um später vielleicht eine höhere Anstellung bei ihm zu bekommen, und dem kleinen, dicken Burschen gefällt das. Er läßt sich also fetiren und verspricht Alles, was man von ihm haben will, bis sie ihn einmal beim Wort und dann auch vielleicht gleich beim Ohr nehmen und aus dem Land hinaus führen. Castilla soll überhaupt gar nicht besonders auf ihn zu sprechen sein, weil er es in Guajaquil oder Ecuador überhaupt so entsetzlich dumm angefangen und sich das ganze Land verfeindet hat. — Aber hier ist die Post, Rafael, und nun laß Dich bald einmal sehen, Du weißt, wie willkommen Du mir bist, und die Meinigen haben sich schon lange auf Dich umsonst gefreut."

„Oberst Desterres?" dachte Rafael für sich, als er allein die Straße hinabschritt. „Hm, grüßt den Expräsidenten so halb verstohlen — ob ihm der wohl auch am Ende den Generalstitel als

Lockspeise hingehalten hat? Aber was kümmert's mich? Habe wahrlich mit meinen eigenen Angelegenheiten genug zu thun und kann die von anderen Leuten recht gut unbelästigt lassen!"

Er stieg auch, sich der Gedanken rasch entschlagend, in eine englische Restauration hinauf, ein ziemlich großartiges Local mit Billards und Lesezimmer, um einige europäische Zeitungen durchzublättern. Kaum aber mochte er zehn Minuten dort gesessen haben, als der nämliche Officier, der ihm vorher als Oberst Desterres bezeichnet worden, eintrat, einen flüchtigen Blick im Zimmer umherwarf und sich dann an einen Seitentisch setzte, wohin er sich eine Flasche Selterswasser und Zucker mit einem Glas Cognac bestellte. Da er übrigens von Rafael, den er auch gar nicht kannte, nicht die geringste Notiz nahm, so konnte ihn dieser ungestört betrachten.

Der Eindruck, den des Obersten Züge auf ihn machten, war eben kein sehr günstiger; er hatte ein entschieden gemeines, sinnliches Gesicht, dem die kleinen Augen, die borstigen Brauen und die niedere Stirn eher noch etwas Widerhaariges und Verstecktes gaben. Uebrigens war es eine kräftige Gestalt und schien auch an kräftige Kost gewöhnt,

denn das Selterswasser ließ er unberührt stehen, während er den Cognac trank, sich dann noch einen zweiten und zuletzt einen dritten geben ließ. Er mußte aber jedenfalls irgendwen erwarten, denn er hielt wohl ein Zeitungsblatt in der Hand, las aber nicht darin und sah immer nur ungeduldig nach der Thür.

Endlich öffnete sich diese und ein kleiner Mulatte kam herein, der dem Officier ein lang zusammengefaltetes und in einander geknotetes Briefchen brachte, das der Oberst rasch entfaltete, las und dann wieder fest zusammendrehte. Er nickte dazu mit dem Kopf nach dem Burschen hinüber, der das allem Anschein nach für eine genügende Antwort hielt, denn er verschwand gleich darauf wieder aus der Thür.

Der Oberst nahm indessen eine Cigarre heraus, entzündete den zum Fidibus bestimmten Brief und hielt das flammende Papier, als seine Cigarre brannte, so lange noch in der Hand, bis es vollständig verkohlt und also unschädlich war. Bald darauf — Rafael achtete nur flüchtig auf das, was der Andere trieb — trat ein junger peruanischer Officier in die Restauration, sah sich rasch darin um und schritt dann auf den Obersten zu,

den er wie einen alten Bekannten, aber nicht wie einen Vorgesetzten grüßte. Er setzte sich auch ohne Weiteres zu ihm an den Tisch, und die Beiden sprachen eine kurze Zeit leise und angelegentlich zusammen. Aber Rafael achtete jetzt nicht weiter darauf. Er hatte einen interessanten Artikel über europäische Angelegenheiten gefunden und überflog den.

Jetzt war da drüben der junge Officier wieder aufgestanden und schritt an ihm vorüber. Rafael hatte Gelegenheit, ihn genau anzusehen, und war ihm eine gewisse Aehnlichkeit des noch sehr jungen, hübschen Mannes mit Lydia Valière schon aufgefallen, als jener zuerst das Zimmer betrat, so fühlte er sich jetzt fast noch mehr davon betroffen. Beide hätten gut und leicht für Bruder und Schwester gelten können. Wahrscheinlich hatten sie aber einander nie gesehen, und nur diese zufällige Aehnlichkeit konnte auch die Ursache sein, daß sich Rafael das Gesicht des jungen Mannes so genau betrachtete.

Indessen war es sechs Uhr geworden, und Don Rafael schritt zurück in die Calle de Valladolid, um sich dort die versprochene Adresse zu holen. Lydia aber hatte eine Einladung zu einer Spazierfahrt mit Monsieur Monfort und dessen

Frau angenommen, und die Mulattin gab ihm nur ein kleines Briefchen, das sie für ihn zurückgelassen. Es stand indessen weiter nichts darin, als Name und Adresse der Milchfrau.

12.
Die Verschwörung.

Mitternacht war längst. vorüber, aber in der Calle Mata Vilena brannte in einem der größten Häuser, dessen untere Etage mit Eisenstäben fest versichert war, noch Licht, und dann und wann konnte der Nachtwächter, wenn er unten vorüberging, das Anklingen von Gläsern und auch wohl den gehobenen Ton einer Menschenstimme hören — sonst war Alles ruhig, und der Bursche schüttelte manchmal verwundert mit dem Kopf, denn ein so hartnäckiges und dabei so lautloses Trinkgelag war ihm noch nicht vorgekommen. Ob er nur einen einzigen Menschen da hatte lachen oder gar einmal singen hören — Gott bewahre, das war gar nicht vorgefallen! Da saß gewiß einer dabei, der recht schöne und grausliche Geschichten

erzählen konnte, oder Karten spielten sie. Und das war's auch — weshalb er sich da nur den Kopf so lange zerbrach! Ein heimliches Spiel hatten sie dort oben, und deshalb war Alles so ruhig und so still, und nur manchmal, wenn sich Einer ein Glas Wein einschenkte, konnte man es hören!

Der Mann hatte nicht so ganz Unrecht. Die Leute dort oben, die in dem elegant eingerichteten Zimmer theils auf Rohrsophas ausgestreckt, theils in große Armsessel gelehnt lagen, spielten allerdings ein Hazardspiel, aber ein noch viel gefährlicheres, als das mit Karten sein konnte, das der Nachtwächter meinte, denn als Einsatz stand — ihr eigener Hals.

Es waren sechs junge Officiere, zwei von ihnen eigentlich kaum dem Knabenalter entwachsen, die hier mit aufgeknöpften Uniformen, ihre Degen theils in die Ecken gestellt, theils auf Tische oder Sophas umhergestreut, eine Sache beriethen, zu der eigentlich Männer gehört hätten, denn sie betraf nichts Geringeres, als den Umsturz der ganzen peruanischen Regierung, der hier mit einer fabelhaften Nonchalance behandelt wurde.

Die wirkliche Action schien ihnen dabei die wenigste Sorge zu machen. Mit dem feurigen spanischen Wein im Kopf wurde der eigentliche Haupt-

schlag, der morgen früh mit der ersten Dämmerung erfolgen sollte, als vollkommene Nebensache, wie als schon abgethan behandelt. Daß er doch vielleicht mißlingen könne, daran dachte kein Mensch oder schien auch nur eine solche Möglichkeit einzuräumen. Man betrachtete d i e Sache als schon geschehen, und die einzige Schwierigkeit schien nur noch die, gleich morgen ein solches Avancement für alle „gut gesinnten" Officiere eintreten zu lassen, daß sich keiner von ihnen zurückgesetzt fühlen und eine Gegenrevolution entriren konnte.

„Aber weshalb hat sich Santomo eigentlich heute Abend nicht eingefunden?" sagte ein blutjunger Bursche, wahrscheinlich der jüngste Officier in der jungen Armee, indem er sich sein Glas wieder füllte, jedoch nur daran nippte, denn der schwere Wein war ihm überdies schon in den Kopf gestiegen. „Eigentlich hätte es sich doch gehört, daß er unserer letzten Zusammenkunft beiwohnte, wo er künftig die Spitze des Staates bilden soll. Es ist wirklich göttlich, daß er uns die Regulirung der Republik ganz ruhig überläßt, als ob ihn die Sache gar nichts anginge!"

„Sobald Alles vorüber ist, wird er schon kommen," sagte ein Anderer, derselbe junge Officier, der heute mit Oberst Desterres in dem Café zu-

sammentraf. „Er will es jetzt nur nicht den Anschein haben lassen, als ob er selber Castilla mit gestürzt hätte, und das kann ich ihm auch nicht verdenken. Es fehlte sonst gewiß nicht an gehässigen Auslegungen für seine Handlungen."

„Jetzt hat er's freilich bequemer," sagte der Erste wieder, indem er die wohl schon zum zehnten Mal ausgegangene Cigarre auf's Neue am Licht entzündete, ohne sie aber nur an die Lippen zu bringen. „Wenn wir die Kastanien für ihn aus dem Feuer geholt haben, kommt er morgen nach dem Frühstück ganz vergnügt anmarschirt und sagt: Guten Morgen, meine Herren, schon so früh auf? und nimmt von dem Palais Besitz."

„So wird's auch werden, Kamerad," nickte Hauptmann Ternate, der älteste der kleinen Schaar, der recht gut der Vater von all' den anderen fünf jungen Leuten hätte sein können, aber doch noch immer in der Hauptmanns-Uniform stak. „Wir werden die Arbeit thun, und grübeln und überlegen jetzt, wie wir Alles am zweckmäßigsten einrichten können, und Santomo, wenn er den Nutzen von unserer Aufopferung gezogen, wirft dann nachher wahrscheinlich unsere ganzen Pläne, ja vielleicht uns selber dazu aus dem Fenster,

und thut erst recht, was er will und was ihn freut."

„Wenn wir ihn lassen," rief mit finster zusammengezogenen Brauen der hübsche junge Officier, „wenn wir thöricht genug wären, ihm die ganze Macht gleich von vorn herein in die Hand zu geben, ja; aber dann hätten wir es auch gar nicht besser verdient!"

„Der Henker soll's holen," meinte der Hauptmann dabei, indem er sein Glas nahm und auf einen Zug leerte. „Habt Ihr schon einmal von einem hohen Berg hinunter einen Steinblock losgelassen? Zuerst ist's eine Heidenarbeit, bis man ihn los und locker bekommt und in Bewegung setzt; nicht einen Zoll breit will er weichen, und liegt wie Blei, und Alles muß anfassen, um ihn nur zu lüften — ist er aber erst einmal in Gang gebracht und hat den Hang erreicht, nachher sucht ihn einmal wieder zu halten! Faßt nur einmal zu, und seht dann, wie er Alles bei Seite und sich selber in wildem Sturz den Berg hinunter wirft! Nein, meine jungen Freunde, in Gang können wir den Fels bringen, wenn wir uns mit den Schultern tüchtig dagegen lehnen, aber nachher müssen wir ihn laufen lassen, wie er eben laufen will, oder er nimmt uns selber mit hinab!"

„In dem Fall," sagte ein Anderer, der bis jetzt schweigend auf dem einen Rohrsopha gelegen und seine Cigarre geraucht hatte, „dächte ich, es wär' das Allergescheidteste, wir ließen ihn liegen, wie er gerade liegt, ohne uns selber zu belästigen."

„Zu spät," sagte der junge Mann, welcher hier den Vorsitz zu führen schien — jedenfalls waren die übrigen seine Gäste — „wir haben uns schon zu weit eingelassen."

„Keine Idee," sagte jener kopfschüttelnd und in voller Ruhe. „Ob es zu spät wäre oder nicht, hinge ganz allein von uns ab; denn wenn wir morgen früh, oder vielmehr heute früh — denn es ist lange Mitternacht vorbei — nicht zur bestimmten Stunde an Ort und Stelle sind, so bleibt eben Alles beim Alten."

„Wir aber haben unser Wort verpfändet!"

„Gegen wen?" sagte der junge Officier, sich von seinem Sopha rasch aufrichtend und den Freund ansehend — „gegen die etwa, welche es für gut befunden haben, hinter den Coulissen zu bleiben, um im richtigen Moment vorzuspringen und ihren Beuteantheil wegzuschleppen? Verwünscht wenig Sorge, die mir das machen sollte! Derer wegen riskir' ich nicht mein Leben, und

nicht einmal Santomo's wegen," setzte er finster hinzu, „denn unser Alter ist mir am kleinen Finger lieber, wie der ganze meineidige Patron!"

„Aber weshalb dann um Gottes willen die Revolution?" lachte der alte Hauptmann — „dann hätten wir's doch bei Gott nicht nöthig!"

„Das haben wir auch nicht," sagte der junge Mann leichthin, „und daß wir jetzt revolutioniren, ist von unserer Seite reiner Uebermuth — es geht uns jedenfalls zu gut!"

„Du sprichst kindisch, Pablo," sagte der Vorsitzende, welcher aufgestanden war, um aus der Nebenstube, dicht von der Thür weg, neue Flaschen herbeizuholen, da er die Diener schon lange zu Bett geschickt, „und doch bist Du es gerade gewesen, der von allem Anfang an Feuer und Flamme für die Sache war!"

„Das läugne ich gar nicht, Freund Antonio, keinen Augenblick läugne ich das," sagte der Angeredete; „aber aus einem ganz andern Grund, wie wir es jetzt betreiben. Damals wollten wir offenen Bruch mit Ecuador und eigentlich weiter nichts als den Alten, nur halb gegen seinen Willen, zwingen, da unten im Norden loszuschlagen. Jetzt weiß der Henker, wer sich da hineingeschoben hat! Aber unbemerkt genug ist's geschehen,

und Ecuador wird eigentlich kaum noch erwähnt. Die Hauptsache scheint geworden, daß wir diesen Santomo, den eigentlich kein Mensch recht genau kennt, für unsern alten, grauen Bären einwechseln, ja, ich habe sogar nicht ungegründeten Verdacht, daß dieser dickköpfige Mulatte, dieser Franco, mitten in unserer Verschwörung steckt, ohne daß einer von uns ihn auch nur mit einem Auge gesehen hat. Aber verdammt will ich sein, wenn ich nur einen Finger aufheben würde, um diesen Lump zu was Anderem zu verwenden, als wozu ihn die Natur gleich von Anfang an bestimmte: zum Stiefelwichsen und Röckeausklopfen! Da ist, bei Gott, Oberst Desterres ein besserer Soldat, wie der!"

„Ich weiß nicht, was Du immer mit meinem Onkel hast," sagte Antonio; „Du kannst Dir doch denken, daß es mir nicht angenehm ist!"

„Nichts weiter!" sagte der junge Mann, „als was wir Alle gegen ihn haben, und was Du läugnest, daß er nämlich der eifrigste Conspirator von uns Allen ist und uns Alle nur wie Marionetten tanzen lassen will! Aber in seinem Erfolg soll er sich geirrt haben, darauf gebe ich Dir mein Wort!"

„Aber Oberst Desterres ...."

„Ist Dein Onkel, und damit hältst Du Dich vollkommen entschuldigt, alle Augenblicke bald hier, bald da eine geheime Unterredung mit ihm zu halten, wobei wir dann glauben sollen, daß nur Privatgeschäfte verhandelt werden! Allerdings ist Deine eigene Sicherheit dabei so gut gefährdet wie die unsere, aber ich weiß doch nicht, ob Du Recht daran thust.“

„Ah, laßt die Kindereien,“ sagte der Hauptmann — „wer so tief drin steckt wie Antonio, mag schon immer mit Dem oder Jenem conferiren, den er unserer Sache geneigt hält, noch dazu, wenn es ein naher Verwandter ist; ein Verrath ist da nicht zu fürchten, und daß Oberst Desterres nie offen vortritt, ich dächte, so weit kennten wir ihn Alle! Nachher wird er aber schon kommen und alle möglichen Ansprüche erheben, und dann, denk' ich, ist unsere Zeit, ihn in seine Schranken zurückzuweisen!“

„Ihr wißt gar nicht, wie weit uns mancher unserer geheimen Bundesgenossen nützt,“ sagte Antonio, dem das Gespräch mißfiel. „Gerade im Stillen läßt sich bei einem solchen Plan am meisten wirken, um die Gemüther vorzubereiten. Den Schlag selber kann jeder führen, der die Kraft dazu hat; aber wenn er geführt ist, was

dann, wenn nicht Hände da sind, die das Steuer nehmen und das Staatsschiff wieder in ruhiges Wasser lenken?"

„Aber Du willst doch wahrlich nicht behaupten," riefen Drei oder Vier auf einmal und rasch, „daß Dein Onkel dazu der Mann wäre?"

„Nein," sagte Antonio finster, „Ihr wißt ja auch selber, daß wir Santomo dafür gewählt! Aber fürchtet Ihr denn selbst jetzt noch einen Verrath, wo in kaum drei Stunden sich Alles entschieden hat? Glaubt Ihr denn, Castilla wäre, wenn er auch nur das Geringste ahnte, am letzten Abend mit seiner gewöhnlichen Schutzwache von Chorillos hereingekommen und hätte uns hier so lange unbelästigt, ungefangen gelassen? Da kennt Ihr den Alten nicht! Noch vor Dunkelwerden ging ich am Palais vorüber, und nur die gewöhnlichen zwei Mann Wache standen im inneren Hof, ja, die eisernen Gitterthüren waren nicht einmal geschlossen, und nur in zwei Zimmern brannte Licht."

„Ah, von dort haben wir nichts zu fürchten," sagte der alte Hauptmann kopfschüttelnd, indem er sich sein Glas wieder füllte und, ganz in Gedanken, langsam leer trank; „das Einzige, was mir noch nicht in den Kopf will, ist die Patrouille,

die uns begleiten muß, und die nach Euren Plänen von der Verschwörung nichts erfahren soll, bis Alles vorüber ist. Mir will dabei nicht gefallen, daß wir gerade im entscheidenden Moment unserer Sache und besonders unserer Leute nicht ganz sicher sind, denn fällt das geringste Unerwartete nachher vor, so sitzen wir gründlich auf dem Trocknen und können uns auf unsere eigene Mannschaft nicht verlassen."

„Sie haben ganz Recht, Hauptmann," stimmte ihm Antonio bei, „und Sie wissen auch, wie oft wir das selber, ja, sogar hier in dieser nämlichen Stube besprochen haben, aber Sie wissen auch, weshalb es nicht anders möglich ist."

„I nun ja," sagte der Hauptmann, seinen Kopf herüber und hinüber wiegend, „es hat sein pro und contra, aber ich bin der Meinung, die Schwierigkeit hätte sich doch am Ende noch auf andere Weise umgehen lassen."

„Und wie? Zogen wir die dreißig Mann in's Geheimniß, die wir zu der Patrouille brauchen, so war das so gut, als ob wir es der ganzen Compagnie mitgetheilt hätten; nur ein einziger Verräther unter so vielen Menschen, und wir waren verloren!"

„Dagegen hab' ich gar nichts," rief der Haupt-

mann, „aber nachher, sobald die Leute auf dem Marsch sind! Wenn ich nun da, mitten in der Stadt vielleicht — denn die Straßen liegen da ja noch todt und menschenleer —, wenn ich da vielleicht eine kleine Ansprache an sie hielte und ihnen mit kurzen Worten unsern Plan, wie wir das ja schon vorher besprochen haben, aus einander setzte, daß wir Castilla nämlich blos zwingen wollten, uns nach Ecuador zu lassen, um Guajaquil zu plündern? Die Sache würde ihnen ganz außerordentlich einleuchten, und sicher ist sicher."

„Und wenn sie die geringste Schwierigkeit machen, wenn nur einer von Allen ein Bedenken hat, aus dem Gliede tritt und Lärm macht oder selbst nur am Palais den Schildwachen einen Wink giebt, was dann?"

„Ach, die Schildwachen," sagte der Hauptmann, den Kopf herüberwerfend, „Ihr Bruder ist ja auf Wacht dort, Pabló, und unnöthigen Lärm haben wir von dem nicht zu befürchten!"

„Das ist Alles schön und gut," sagte Antonio, „aber jetzt wäre es ganz unmöglich, den vorher genau besprochenen und festgestellten Plan unserer Operation noch einmal abzuändern, oder wir sind einer Gefahr ausgesetzt, die ich für die

größte von allen halte, daß wir nämlich selber Confusion machen, und dann können wir uns einfach jeder eine Kugel vor den Kopf schießen!"

„Gut, meinetwegen," sagte der Hauptmann, nachdem er noch eine Weile still vor sich niedergesehen, indem er sein Glas wieder füllte; „also so bleibt's denn bei der Verabredung, und ich, in der Zeit, in welcher die jungen Herren dem Alten ihren Besuch abstatten, halte so lange unten bei der Patrouille."

„Natürlich, wir dürfen die Leute nicht so lange sich selber überlassen, und ihnen besonders keine Gelegenheit geben, sich mit einander zu unterhalten. So lange sie in Reih' und Glied stehen, muß jeder, wenn er auch einen Verdacht schöpfen sollte, seine Gedanken für sich behalten."

„Und hat die Patrouille, wie gewöhnlich, scharf geladen?" fragte der Hauptmann.

„Gewiß," rief Antonio, „und sobald Sie das Zeichen hören, ist es Ihre Sache, Hauptmann, den Leuten augenblicklich zu erklären, daß wir die Regierung gewechselt hätten und kein Soldat mehr gezwungen wäre, in der Armee zu dienen, wenn er nach Hause zurückkehren wolle! Damit haben wir die Burschen alle! Dann gilt es nur, das

eiserne Gatterthor verschlossen zu halten, bis unsere Freunde Zeit haben, herbeizukommen!"

„Aber wie erfahren die es so rasch?"

„Durch auf den verschiedenen Dächern aufgepflanzte Zeichen — das hab' ich Alles heute besprochen und festgestellt. In gewissen Entfernungen, auf bestimmten Dächern warten schon zuverlässige Leute und passen auf, und das Signal wird so rasch fortgepflanzt, daß es in einer halben Minute an der Stelle wehen kann, wo es unsere Kanoniere erkennen können. Die drei Kanonenschläge thun dann das Ihrige, und eine Viertelstunde später können wir darauf rechnen, daß wir wenigstens tausend gut bewaffnete Freunde vor dem Palais haben. Das Uebrige müssen wir dem Augenblick überlassen. Bis aber unsere Freunde herbeieilen können, sind wir gezwungen, das Palais jedenfalls, unter welchen Umständen auch immer, zu halten, und das wird der schwierigste Moment der ganzen Situation sein; aber die Hauptsache haben wir dann schon hinter uns, ungeschehen kann es nicht mehr gemacht werden."

„Schön, das ist immer ein großer Vortheil," sagte Ternate, und giebt dem Menschen eine gewisse Sicherheit. Wie viel Uhr ist's jetzt?"

„Es muß gleich vier Uhr sein; ich glaube, dort drüben dämmert schon der Tag....“

„Nein, so früh noch nicht; zur Dämmerung hat's fast noch eine Stunde Zeit, aber mit Schlafen wird's doch nichts mehr werden. Wir sind auch Alle zu aufgeregt. Desto besser werden wir morgen Nacht schlafen.“

„Aber wo?“ sagte Pablo, indem er seinen Cigarrenstumpf wegwarf und sich eine frische aus der auf dem Tisch stehenden Kiste nahm und anzündete.

„Wo? Wie so? Doch wohl in unseren Betten?“ sagte Antonio.

Möglich,“ erwiderte gleichgültig der junge Officier; „aber, weiß der Teufel, woher es kommt, ich habe so eine Ahnung, daß das am Ende nicht in unseren Betten sein wird und daß die ganze Sache schief geht!“

„Nun fang' Du im letzten Augenblick noch an Unglück zu prophezeien,“ rief Antonio unwillig, „das hätte noch gefehlt! Wenn Ihr den Muth verliert, dann freilich ist Alles verloren — wenn wir aber den Kopf oben behalten, dann möchte ich wirklich wissen, was uns geschehen könnte?“

„Bah, kehrt Euch nicht an mich,“ sagte der junge Mann; „sobald ich ein Glas Wein zu viel

trinke, wird mir das Blut schwer und dick, und ich fange an melancholisch zu werden — hier, Hauptmann, auf ein frohes Avancement, daß wir vor morgen Abend noch die Generals-Epauletten auf den Schultern tragen! Heh?" — Und damit hielt er ihm das volle Glas entgegen.

„Wäre nicht so übel," sagte der Hauptmann, indem er das seinige gegen ihn hob und dann auf einen Zug leerte, „und bei mir wenigstens auch wahrhaftig nicht zu früh. Aber, Señores, ich denke, es wird Zeit daß wir aufbrechen, denn wir Alle werden doch wohl noch einmal gern vorher nach Hause gehen, um uns zu waschen und frisch zu machen. Auch die nöthigen Waffen trägt wohl nicht jeder bei sich; ich habe die meinigen wenigstens weggeschlossen, denn sicher ist sicher."

„Gut denn," stimmte dem Antonio bei; „es ist auch besser, daß wir nachher nicht Alle hier aus meinem Hause einer bestimmten Richtung zugehen, denn die Nachtwächter sind jedenfalls noch bei der Hand. Du, Pablo, führst die Patrouille, nicht wahr?"

„Meine letzte, ja," lachte der junge Officier.

„Deine letzte?"

„Nun, wenn ich morgen General werde, soll ich doch wohl keine Patrouillen mehr führen!"

lautete die scherzende Antwort. „Uebrigens habe keine Angst, ich bin zur rechten Zeit auf der Plaza, und dort finden wir uns ja Alle wie zufällig zusammen. Laßt nur nicht zu lange auf Euch warten; die Leute werden sonst nicht allein mißtrauisch, sondern der Morgen rückt auch zu weit vor, und wir wissen dann nicht, was uns in den Weg kommen kann."

„Das hat keine Noth," riefen die Anderen, „wir werden schon unsere Zeit einhalten!"

„Noch eine Frage, meine Herren," rief Pablo, als die Uebrigen aufsprangen und sich zum Gehen rüsteten — „haben Sie sich denn auch wohl einmal die Frage gestellt und beantwortet, was wir nun anfingen, wenn die Sache doch, wider alles Erwarten, verkehrt abliefe? Wie, noch nicht? Es wäre doch eigentlich der Mühe werth, denn wenn der Fall wirklich eintreten sollte, würde uns nachher verdammt wenig Zeit übrig bleiben, um uns in aller Ruhe zu überlegen, was wir nun thun!"

„Dann bleibt uns nichts übrig als Flucht!" rief Antonio.

„Flucht? Wohin?"

„Auf das französische Kriegsschiff, das im Ha-

fen liegt — der Franzose liefert keinen politischen Flüchtling aus!"

„Hm," meinte Pablo nachdenkend, „wie ich eben bemerke, habt Ihr Euch die Sache noch nicht überlegt; aber es wird auch wohl nicht nöthig sein und Alles dann gleich so oder so an Ort und Stelle ausgemacht werden. Und nun auf Wiedersehen, Compañeros! Einmal marschiren wir jedenfalls noch zusammen, und das Andere findet sich nachher und später." — Und seinen Säbel vom Tisch nehmend und umschnallend, rückte er sich die Dienstmütze auf's eine Ohr und verließ, einen Marsch leise vor sich hin pfeifend, das Haus.

Die Uebrigen waren mit ihren Zurüstungen nicht so rasch fertig, aber kaum zehn Minuten später folgten ihm Alle, der Hauptmann ausgenommen, welcher noch etwas auf dem Herzen zu haben schien. Er blieb wenigstens stehen, schenkte sein Glas, aber ganz in Gedanken, noch einmal voll, ohne es zu leeren, und es war augenscheinlich, daß er noch irgend etwas sagen wollte. Wenn das aber seine Absicht gewesen, mußte er sich anders besonnen haben, denn er drehte sich plötzlich auf dem Absatz herum, sagte „Guten Morgen, Antonio!" und verließ ebenfalls das Haus.

Antonio blieb allein. Er hatte das wunderliche Wesen des Hauptmanns nicht einmal bemerkt, sondern ging mit verschränkten Armen auf und ab. Es waren andere Gedanken, die sein Herz erfüllten und die, wenn auch bis jetzt von jugendlichem Uebermuth und Ehrgeiz zurückgedrängt, dicht vor dem entscheidenden Augenblick ihr Recht erzwangen und sich zu Tag arbeiteten — der Gedanke an daheim, an die Mutter, an die Geschwister.

Er sah nach seiner Uhr — daß der Hauptmann das Zimmer verließ, hatte er kaum bemerkt. Es fehlte etwa noch eine halbe Stunde an der bestimmten Zeit, in der er von hier aufbrechen mußte. Rasch nahm er Papier und Schreibzeug her, um einen kurzen Gruß vorher nach heim zu senden, und wie sein Herz dabei zurückflog zu den Lieben und fast vergaß, zu welch' verzweifeltem Schritte es eben jetzt bereit sei, war es recht weich geworden, und als Antonio den Brief schloß, standen ein paar Thränen in seinen Augen.

Das war aber das letzte Zeichen der Schwäche, welches der, wenn auch noch junge, doch entschlossene Bursche zeigte. Die Haare warf er sich trotzig aus der Stirn, und mit ihnen schüttelte er die

Thränen aus den Augen, dann entkleidete er sich bis zum Gürtel und wusch sich Gesicht und Brust mit frischem Wasser, trocknete, ölte und kämmte dann sein Haar, als ob er zur Parade ginge, zog sich dann wieder mit äußerster Sorgfalt an, nahm seine Pistolen, setzte frische Zündhütchen auf und schob sie in die Uniform, schnallte seinen Degen um, setzte seine Mütze auf, zündete sich eine frische Cigarre an und warf noch einen flüchtigen Blick im Zimmer umher, das nach der durchschwärmten Nacht an Ordnung viel zu wünschen übrig ließ. Aber was half's! Jetzt blieb ihm keine Zeit zum Aufräumen, wenn er überhaupt daran gedacht hätte! Er besann sich nur, ob er nichts vergessen habe — die Cigarrentasche hatte er eingesteckt; aber ein frisches Taschentuch konnte er noch nehmen.

Er ging zur Commode, holte sein Flacon mit Eau de Cologne, tränkte das Tuch damit, löschte dann die Lichter — das erste Morgengrauen brach eben durch die offenen Fenster und sandte einen bleichen, zitternden Schein über den Raum — und noch einen letzten Blick, wie zum Abschied, zurückwerfend, schloß er die Thür und ging jetzt mit festen, entschiedenen Schritten seinem Ziel, der Plaza, entgegen, um sich dort mit den Kameraden zu vereinigen.

Wie hohl sein Schritt auf dem Pflaster der leeren Straße klang, wie unheimlich hohl! Aber die Dämmerung ist unter den Tropen kurz. Noch hatte er die Plaza nicht erreicht, als sich schon einzelne kleine Nebelstreifen im Osten von der nahenden Sonne rötheten, und die Straße herab kamen auch ein paar Neger mit ihren Milchgefäßen auf dem Maulthier, und Indianerjungen, die andere, mit Früchten schwer beladene Thiere vor sich her zu Markte trieben. Auch die Neger, welche mit ihren Eseln Wasser auf der Plaza holten, trafen schon ein, um am Brunnen ihren Platz zu nehmen.

Der Tag brach an, und Antonio war auch nicht zu früh gekommen; denn wie er die Plaza erreicht hatte und dort stehen blieb, hörte er schon den gemessenen Schritt der nahenden Patrouille, die eine der nächsten Seitenstraßen herunter kam.

Ende des zweiten Bandes.

Druck von G. Pätz in Naumburg.

Im Verlage von Hermann Costenoble in Jena und Leipzig erschienen ferner folgende neue Werke:

Gerstäcker, Friedrich, General Franco. Lebensbild aus Ecuador. Zwei Republiken. Erste Abtheilung. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Beaumarchais. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Mühlbach, Louise, Der große Kurfürst und seine Zeit. (Erste Abtheilung: Der junge Kurfürst.) Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 5 Thlr.

Ernesti, Luise, Die Aristokratin und der Fabrikant. Ein Roman. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Die beiden Sträflinge. Australischer Roman. Zweite, durchgesehene Auflage. **Wohlfeile Volksausgabe.** 8. 3 Bde. broch. circa $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Sckell, Karl August Christian, Großherzoglicher Hofgärtner zu Dornburg. Göthe in Dornburg. Gesehenes, Gehörtes und Erlebtes. 8. broch. 6 Ngr.

Diezmann, August, Leichtes Blut. Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Reiseskizzen und Novellen. 4 Bde. 8. broch. circa $4\frac{1}{2}$ Thlr.

Bibra, Ernst Freiherr von, Hoffnungen in Peru. Roman. 3 Bde. 8. broch. circa $3\frac{3}{4}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Im Busch. Australische Erzählung. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 1 Thlr. 12 Sgr.

Möllhausen, Balduin, Das Mormonenmädchen. Erzählung aus den Zeiten des Kriegszuges der Vereinigten Staaten gegen die „Heiligen der letzten

Tage" in den Jahren 1857 bis 1858. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 6 Bde. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Wickede, Julius von, Ein deutscher Landsknecht der neuesten Zeit. Aus dem Leben eines Verstorbenen, nach dessen hinterlassenen Papieren bearbeitet. **Wohlfeile Volksausgabe.** Classikerformat. 3 Bde. broch. 2 Thlr.

Auncke, Mathilde Franziska, Das Geisterhaus in New-York. Roman. 8. broch. $1\frac{1}{2}$ Thlr.

Ati Kambang, Auf fremder Erde. Roman. 3 Bände in 5 Theilen. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Brachvogel, A. E., Historische Novellen. 3. u. 4. Bd. 8. broch. 3 Thlr.

Lugomirska, Marianne, Thaddeus Kosciuszko. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $4\frac{3}{4}$ Thlr.

Bacher, Julius, Ein Urtheilsspruch Washington's. Historischer Roman. 2 Bde. 8. broch. $2\frac{1}{2}$ Thlr.

Guseck, Bernd v., Deutschlands Ehre. Historischer Roman. 3 Bde. 8. broch. 4 Thlr.

Brachvogel, A. E., Schubart und seine Zeitgenossen. Historischer Roman. 4 Bde. 8. broch. $5\frac{1}{2}$ Thlr.

Gerstäcker, Friedrich, Der Wilderer. Ein Drama in 5 Aufzügen. Miniat.-Ausg. broch. 27 Ngr.

Gerstäcker, Friedrich, Die Colonie. Brasilianisches Lebensbild. 3 Bde. 8. broch. 3 Thlr. 27 Ngr.

Stahl, Arthur, Ein weiblicher Arzt. Ein Roman. 2 Bde. 8. broch. 2 Thlr.

Eichenfels, Hans von, Das Erbschloß. Ein Roman. 3 Bde. 8. broch. $3\frac{3}{4}$ Thlr.

